24. Jahrgang Juli 2023 € 8,40 8424

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

7

Das Böse

Bedrohlich und banal

Klimaschutz in Kliniken STEPHAN KOSCH

Über christliche Mystik KLAUS MATTHESS

Protestantismus in Europa MIRIAM ROSE

SOMMERAKADEMIE SAKRALARCHITEKTUR

FÜR STUDIERENDE, INTERESSIERTE AN SELBSTÄNDIGER KIRCHEN-FÜHRUNGSPRAXIS, GEMEINDEPÄDAGOG:INNEN, THEOLOG:INNEN U.A.

SEHEN LERNEN

21.–25. AUGUST 2023
TÄGLICH 10–18 UHR

Kulturbüro
des Rates der EKD
Auguststraße 80
10117 Berlin

Der Kurs führt von Berlin-Mitte aus auf täglichen Exkursionen durch Magdeburg, Brandenburg, Berlin und Potsdam in die Geschichte des Sakralbaus von der Romanik bis in die Gegenwart ein und lehrt vor Ort das Sehen lernen und die Sprachfähigkeit im Umgang mit architektonischen und kunsthistorischen Begriffen.

Kursleitung
Klaus-Martin Bresgott
M.A. Kunsthistoriker
Josephine Paetzel
B.A./B.Sc. Kunstgeschichte, Architektur und Städtebau

Teilnehmende
maximal 20 Personen

Kosten
350 Euro inkl. Bahntickets von Berlin zu Exkursionsorten und umfangreiche Arbeitsmaterialien;
150 Euro für Studierende

Anmeldung
kultur@ekd.de

EKD KULTURBÜRO

Arbeitsmaterialien (sind in den Kosten inbegriffen)

Sehen lernen 1. Die Sprache der Künste in der Welt der Kirche

Sehen lernen 2. Bilder und Symbole in der Welt der Kirche

Sehen lernen 3. Werke und Formen in der Welt der Kirche

Neue Sakrale Räume. 100 Kirchen der Klass. Moderne

Erkannt, Benannt. Kirchen-Kunst-Kartenspiel

Ikonografie: Eine kleine Geschichte der Engel

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
Ilse Junkermann
Isolde Karle
Annette Kurschus
Ulrich Lilie
Bettina Limperg
Ralf Meister
Friederike Nüssel
Christiane Tietz
Friedhelm Wachs
Michael Weinrich
Olaf Zimmermann

Liebe Leserin, lieber Leser,

endlich konnte der Deutsche Evangelische Kirchentag wieder „in echt“ stattfinden, und hoffentlich klingt er bei vielen von Ihnen noch nach. Wir von *zeitzeichen* waren in Nürnberg natürlich dabei, erzählen davon und analysieren ihn in dieser Ausgabe (ab Seite 19 und unter *www.zeitzeichen.net/node/10519*). Für Aufsehen sorgte die Abschlusspredigt von Pastor Quinton Ceasar. Sie erhielt viel Zustimmung, aber leider wurden Prediger und Predigt auch mit vielen bösen Hassreden bedacht.

Womit wir beim Thema unseres Juli-Schwerpunkts sind: Das Böse macht Angst, fasziniert und gibt vor allem Rätsel auf. Wie sollen wir damit umgehen, wie können wir es überwinden? Mit Texten aus Theologie, Geschichtswissenschaft und Psychologie und einem Interview mit dem Philosophen Hanno Sauer gehen wir auf Spurensuche eines – Gott sei's geklagt – ewig im Wortsinne brandaktuellen Themas (ab Seite 24).

Neben dem Kirchentag geht es im Juli-*zeitzeichen* auch um organisierte Kirchenverbünde: Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Leuenberger Konkordie schreibt die Jenaer Theologieprofessorin Miriam Rose über den heutigen Zustand und die künftigen Perspektiven der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa – kurz GEKE (Seite 12). Und die VELKD – lang Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands – feiert am 8. Juli ihren 75-jährigen Geburtstag. Muss es sie noch geben? Dies und anderes fragten wir Ralf Meister, den Leitenden Bischof der VELKD (Seite 15).

Bei diesen und den vielen anderen Themen dieses Heftes wünsche ich Ihnen gute und bereichernde Lektüre – und das alles hoffentlich bei erträglichen diskursiven und klimatischen Temperaturen!

Ihr
Reinhard Mawick

Reinhard Mawick

Foto: Kathrin Jütte

19

Feiern in Franken

Als „Sommermärchen des Glaubens“ bezeichnete der Nürnberger Oberbürgermeister Marcus König am Ende den Deutschen Evangelischen Kirchentag in seiner Stadt. Hat er Recht? Die *zeitzeichen*-Redaktion war auch dabei.

24

Leid und Versuchung

Das Böse ist Teil des Menschseins. Seit Jahrtausenden ist das so, nicht nur in der großen Politik und in der Gesellschaft, auch unser Alltag ist davon durchdrungen. Ein Schwerpunkt über das Böse, der sich diesem rätselhaften Phänomen theologisch, philosophisch, psychologisch und historisch nähert.

Foto: akg

GESELLSCHAFT

8 STEPHAN KOSCH
Klimaschutz in Gesundheits- und Sozialwirtschaft

KOLUMNE

11 OLAF ZIMMERMANN
Lernen von anderen ist nötig

KIRCHE

12 MIRIAM ROSE
Nachdenken über den Protestantismus in Europa

15 GESPRÄCH MIT RALF MEISTER
75 Jahre VELKD: „Beteiligung ist unsere Stärke“

18 PHILIPP GESSLER/STEPHAN KOSCH/KATHRIN JÜTTE
Der Evangelische Kirchentag in Nürnberg

KOMMENTAR

22 REINHARD MAWICK
Kirchentag – Fest der Hoffnung

STÖRFALL

23 ANNA LUTZ
Mehr Kooperation mit Pfingstlern

DAS BÖSE

26 KLAAS HUIZING
Antworten der Theologie und der Bibel

29 CHRISTIAN SCHÄFER
Hannah Arendt und die Philosophie

32 MICHAEL UTSCH
Was die Psychologie weiß

35 PAUL NOLTE
Erklärungen in der Geschichtswissenschaft

38 GESPRÄCH MIT HANNO SAUER
Die Bösen sind nicht die anderen

THEOLOGIE

42 KLAUS MATTHESS
Über die Mystik im Christentum

45 ALEXANDER DIETZ
Die evangelische Ethik und das Cannabis

Titelseite: Wolfgang Mattheuer: Kain und Abel, 1965.
Foto: AKG/© VG Bild-Kunst, Bonn 2023
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Foto: Nickolay Kazakov/Museum Frieder Burda, Baden-Baden

50

Klimaausstellung in Mannheim

Die Kunsthalle Mannheim untersucht mit der Ausstellung „1,5 Grad. Verflechtungen von Leben, Kosmos, Technik“ bis zum 8. Oktober das Zusammenwirken von Mensch und Natur im globalen Kontext. Mehr als 200 Werke geben einen Einblick, wie das Werk „Satellite Reef aus dem Crochet Coral Reef Projekt“ aus dem Jahr 2021/22 von Margaret und Christine Wertheim aus Baden-Baden. Es besteht aus Wolle und diversen Natur- und Kunstfasern.

53

Traumata heilen

In München behandeln Wissenschaftler geflüchtete Kinder. Eines von ihnen ist der achtjährige Kambi. Jan Rübel und Sascha Montag haben ihn und seine Genesung drei Jahre lang begleitet.

Foto: Sascha Montag

DAS PROJEKT

48 KIRA STÜTZ
Pfarrpersonen auf Instagram

KULTUR

50 THOMAS GROSS
Klimaausstellung in Mannheim

REPORTAGE

53 JAN RÜBEL (TEXT) · SASCHA MONTAG (FOTOS)
Geflüchtete Kinder und ihre Traumata

REZENSIONEN

Musik

61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Vox Luminis/Lionel Meunier:
Ein deutsches Barockrequiem

61 UDO FEIST
Eabs Meets Jaubi: In Search Of A Better Tomorrow

Hörbuch

62 ANGELIKA HORNIG
Emily Dickinson/Kai Grehn: Mögen Sie Emily Dickinson?

Bücher

62 PHILIPP GESSLER
Hanno Sauer: Moral

63 THOMAS SCHLAG
Friederike Erichsen-Wendt/Adelheid Ruck-Schröder:
Pfarrer:in sein

63 JOHANN HINRICH CLAUSSEN
Christiane Lange/Andreas Stahl/Erika Kerstner (Hg.):
Entstellter Himmel

64 ANNIKA KRAHN
Andreas Pangritz: Die Schattenseite des Christentums

66 DIRK SIEDLER
Henning Wrogemann: Bibel und Koran

68 SONJA DOMRÖSE
Angela Steidele: Aufklärung

68 ANNEMARIE HEIBROCK
Daniel Schulz: Ich höre keine Sirenen mehr

66 Autoren
64 Buchtipps
3 Editorial
69 Filmtipps
67 Impressum
58 Klartext
72 Kulturtour
60 Leserbriefe
6 Magazin
73 Notabene
71 Notizen
70 Personen
73 Punktum
73 Veranstaltungen
74 Vorschau

Foto: picture alliance

Sommeraktion der kirchlichen Hilfswerke gegen den Hunger

In ihrer diesjährigen Sommeraktion „Die größte Katastrophe ist das Vergessen“ nehmen Caritas International und Diakonie Katastrophenhilfe das Leid der Hungernden in den Blick. „Der Hunger kommt mit Macht zurück: Etwa 820 Millionen leiden gegenwärtig an Hunger und Unterernährung“, erklären die beiden kirchlichen Hilfswerke. Die Klimakrise verschärfe die Not. Allein in Ostafrika benötigten mehr als 43 Millionen Menschen schnelle Hilfe. Laut den Vereinten Nationen seien fast zwei Millionen Kinder vom Hungertod bedroht. „Das sind dramatische Zahlen, die deutlich machen, dass wir schnell handeln müssen“, betonte Steffen Feldmann, Vorstandsmitglied für Internationales im Deutschen Caritasverband. „Das Schicksal der Hungernden darf nicht erst in letzter Minute bei Geberkonferenzen entschieden werden, die immer seltener die notwendigen finanziellen Mittel aufbringen“, unterstrich die Präsidentin der Diakonie Katastrophenhilfe, Dagmar Pruin. Auch in Ländern, die bewaffnete Konflikte und Gewalt erleben, verschärfe sich die Not weiter, erklärten die Hilfswerke. Afghanistan und Jemen erlebten seit Jahren eine Abwärtsspirale. Mit Burkina Faso, Haiti, Mali und dem Sudan seien weitere Staaten hinzugekommen, in denen nun die höchste Warnstufe für Hunger gelte. Oft könne nur Nothilfe, wie sie Caritas International und Diakonie Katastrophenhilfe leisten, das Überleben sichern, so appellieren die beiden Hilfswerke um Unterstützung für ihre Sommeraktion.

Pilger- und Wanderstrecke „Lutherweg“ in Sachsen-Anhalt erweitert

Der Lutherweg Sachsen-Anhalt ist seit kurzem rund 80 Kilometer länger. Der neue Streckenabschnitt des Pilger- und Wanderweges führt von Lutherstadt Eisleben bis nach Naumburg an der Saale, wie die Lutherweg-Gesellschaft anlässlich der Eröffnung in der Klosterkirche Zscheiplitz bei Freyburg mitteilte. Insgesamt könnten Pilger nun auf 530 Kilometern Länge den Spuren des Reformators Martin Luther (1483–1546) folgen. Nach Angaben der Lutherweg-Gesellschaft hat Naumburg unter den Orten des neuen Abschnitts einen besonderen biografischen Bezug zu Luther. Mindestens zweimal habe sich der Reformator in der Saalestadt aufgehalten. 1542 ordinierte er in Naumburg Nikolaus von Amsdorf (1483–1565) zum ersten evangelischen Bischof. Der Lutherweg ist ein länderübergreifendes Gemeinschaftsprojekt von Kirchen, Tourismusverbänden, Kommunen und weiteren Trägern. Er wendet sich an Pilger und Wanderer, die an der Reformation und ihrer Wirkung interessiert sind.

Gerüst am Garnisonkirchturm soll bis Ende Juli abgebaut werden

Knapp sechs Jahre nach Beginn der Bauarbeiten am neuen Potsdamer Garnisonkirchturm soll das Baugerüst in wenigen Wochen fallen. Das Gerüst sei bereits von rund 60 Metern Höhe auf weniger als 30 Meter Höhe abgebaut worden, sagte eine Sprecherin der Garnisonkirchenstiftung dem *Evangelischen Pressedienst* (epd) in Potsdam. Der komplette Rückbau sei bis Ende Juli geplant. Der Turm soll voraussichtlich im kommenden Frühjahr eröffnet werden.

Foto: Elisabeth Karth

Foto: epd

Tausendjähriger Rosenstock blüht

Der tausendjährige Rosenstock am Hildesheimer Mariendom blüht wieder. Die Legende vom Rosenstock, einer wilden Heckenrose, geht bis in die Gründungsgeschichte des Bistums um das Jahr 815 zurück. Schriftlich bezeugt ist das Gewächs seit mehr als 400 Jahren. Acht Wochen nach der völligen Zerstörung des Hildesheimer Domes im März 1945, bei der auch der Rosenstock verbrannte, sprossen aus der von Kriegstrümmern verschütteten Wurzel 25 neue Triebe. Die Rose gilt als Wahrzeichen des Bistums und der Stadt Hildesheim, die deshalb auch den inoffiziellen Beinamen „Rosenstadt" trägt. Der Dom gehört seit 1985 gemeinsam mit der evangelischen St. Michaeliskirche in Hildesheim zum Weltkulturerbe.

Ólafur Elíasson gestaltet Kirchenfenster für Greifswalder Dom

Der international bekannte isländisch-dänische Künstler Ólafur Elíasson wird die Ostfenstergruppe im Dom St. Nikolai in Greifswald neu gestalten. Das Projekt sei Teil der Sanierungsmaßnahme „Dom romantisch", mit der sich die Nikolai-Gemeinde an den Feierlichkeiten der Stadt zum 250. Geburtstag des Malers Caspar David Friedrich (1774–1840) im kommenden Jahr beteiligt, sagte der evangelische Dom-Pastor Tilman Beyrich in der Hansestadt. Neben den Kirchenfenstern werden die Kapellen in den Seitenschiffen restauriert sowie die romantische Farbgebung des Mittelschiffs wiederhergestellt. Die feierliche Einweihung der Chorfenster ist für Ostern 2024 geplant. Für seinen Entwurf der Domfenster habe sich Elíasson intensiv mit dem Werk Friedrichs auseinandergesetzt. Inspiriert von den Lichtspektren des romantischen Malers, werde der Künstler den Dom mit farbigen Fenstern und Spiegelinstallationen illuminieren und den Wandel der Tages- und Jahreszeiten erlebbar machen, sagte Dompastor Tilman Beyrich. Ólafur Elíasson ist weltbekannt für seine spektakulär-poetischen Installationen in Museen und im öffentlichen Raum. *(Hier zu sehen ist seine Arbeit im Rahmen einer Kunstausstellung in Wittenberg anlässlich des Reformationsjubiläums 2017.)*

Ulmer Münster: Dauerhafte Trennung von Klischee-Königen

Einstimmig hat der Kirchengemeinderat der evangelischen Ulmer Münstergemeinde die Rückgabe der umstrittenen Scheible-Krippe beschlossen. Werde im Ulmer Münster eine Krippe gezeigt, solle sie zur Meditation und zum Lob Gottes anleiten und nicht Menschen durch die Darstellung einzelner Figuren herabsetzen, teilte das Münsterpfarramt in Ulm mit. Im Herbst 2020 hatte es Streit um die Krippenfiguren gegeben. Weil insbesondere die Darstellung des schwarzen Melchior als klischeehaft, aus heutiger Sicht rassistisch und bis ins Groteske überzeichnet bewertet wurde, hatte der Kirchengemeinderat zunächst einstimmig entschieden, die Krippenfiguren ohne die Heiligen Drei Könige aufzustellen.

Dicke Bretter bohren

Die Sozialwirtschaft könnte viel für den Klimaschutz tun. Doch die Gesetze hindern sie. Die Diakonie will das ändern

STEPHAN KOSCH

Kliniken, Kitas, Pflegeheime – die deutsche Gesundheits- und Sozialwirtschaft unterhält bis zu 100 000 Gebäude. Diese klimaneutral zu machen, würde mehr CO_2 einsparen als ein Tempolimit. Die Sozialgesetzbücher sehen aber Nachhaltigkeit nicht vor, die Betreiber blieben auf ihren Kosten sitzen. Die Diakonie Deutschland und andere haben ein Konzept entwickelt, um das zu ändern. Doch die Verhandlungen mit der Politik sind kompliziert.

Hier geht es nicht um Peanuts. Es geht um geschätzt bis zu 100 000 Gebäude in Deutschland. So viele Kliniken, Pflegeheime, Kindergärten und Sozialeinrichtungen nutzt nämlich die Gesundheits- und Sozialwirtschaft in Deutschland. In diesen Gebäuden werden nicht nur Millionen Menschen in unterschiedlichsten Lebenslagen beraten, betreut und versorgt. Auch volkswirtschaftlich ist die Branche mit einem Umsatz von 185 Milliarden Euro pro Jahr eine echte Größe.

Doch in den wenigen verbleibenden Jahren, in denen noch Zeit bleibt, den Klimawandel halbwegs beherrschbar zu halten, ist eine weitere Kennziffer von Bedeutung: 14,35 Millionen Tonnen Kohlendioxid. Das ist die Menge des klimaschädlichen Gases, die durch die Gebäude für die wertvolle Arbeit in ihnen ausgestoßen wird. Zum Vergleich: 2022 hat Deutschland insgesamt 666 Millionen Tonnen Kohlendioxid in die Luft geblasen, es geht also allein beim Energiebedarf der Gebäude um gut zwei Prozent des nationalen Klimadrecks (wenn man andere klimaschädliche Gase wie Methan beiseite lässt). Klingt wenig, ist aber mehr, als zum Beispiel ein Tempolimit auf Autobahnen und Landstraßen bringen würde.

Anders als das Tempolimit, das für wenig Geld einzuführen wäre, würde eine Dekarbonisierung der Gesundheits- und Sozialwirtschaft allerdings erhebliche Investitionen erfordern. Wärmedämmung, Photovoltaik auf das Dach, Wärmepumpen und andere Investitionen könnten Milliarden Euro kosten. Doch dem gegenüber stünden ja Einsparungen bei steigenden Energiepreisen. Zudem sollen Gebäude ab 2027 nach dem Willen der EU in die CO_2-Bepreisung mit einbezogen werden, momentan sind mindestens 45 Euro pro Tonne CO_2 im Gespräch. „Ab 2027 flattern die Rechnungen ins Haus“, sagt Rolf Baumann, stellvertretender Geschäftsführer und Bereichsleiter Ökonomie beim Verband diakonischer Dienstgeber in Deutschland e. V. (VdDD). Ein stationärer Pflegeheimplatz würde dadurch rund 100 Euro pro Jahr teurer. Und umso mehr der CO_2-Preis steigt, desto höher sind die Kosten für den Pflegeplatz. Doch neben den steigenden Kosten gibt es ja noch eine weitere Motivation: Die Diakonie Deutschland will ab 2035 klimaneutral arbeiten.

Nachhaltigkeit nicht vorgesehen

Doch wer als Betreiber einer Klinik oder eines Pflegeheims sein Haus energetisch sanieren will, hat ein Problem: Es rechnet sich für ihn nicht. Denn das Geld für die Arbeit und die Investitionen, erhält er im Rahmen der „dualen Finanzierung“ von den „Kostenträgern“, also der Kommune, den Sozialversicherungen, dem Land, je nachdem. Mit diesen verhandelt er, beide Seiten sind dabei aber an gesetzliche Vorgaben gebunden. Und da gelten Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit, ökologische Nachhaltigkeit ist noch nicht als Prinzip vorgesehen. Im konkreten Fall bedeutet dies, dass Kosten für eine energetische Sanierung nicht im Pflegesatz berücksichtigt werden dürfen, die aktuellen Energiekosten anteilig aber schon. Die Folge: Der Betreiber bleibt auf den Kosten für die Sanierungen sitzen, die Ersparnisse bei der Strom- und Gasrechnung muss er aber an den Kostenträger weiterreichen,

Foto: picture alliance

der weniger für einen Pflegeheimplatz bezahlen muss.

Auch eine Finanzierung durch Zuschüsse für die Renovierung ist in vielen Fällen keine Lösung. Für einen Umbau von Zweibett- auf Einzelzimmer gebe es Geld, sagt Friederike Mussgnug, stellvertretende Leiterin des Zentrums Recht und Wirtschaft bei der Diakonie Deutschland. „Aber gleichzeitig eine neue Wärmedämmung anzubringen, was ja sinnvoll wäre, wenn man schon eine Baustelle einrichtet, ist in den Richtlinien nicht vorgesehen." Auch eine Photovoltaikanlage auf dem Dach gilt als „nicht betriebsnotwendig", wer sie dennoch anbringt, droht auf den Kosten sitzen zu bleiben.

Was tun? Gemeinsam mit der Katholischen Universität Eichstätt und einigen anderen Vertretern der Gesundheits- und Sozialwirtschaft haben Baumann und

70 Prozent ihres Stromverbrauchs könnte die Branche selber produzieren.

Mussgnug ein Konzept entwickelt, das gleich an vier Punkten ansetzt: 1. Das Sozialrecht muss so verändert werden, dass auch ökologische Nachhaltigkeit als Prinzip bei den Verhandlungen mit den Kostenträgern eine Rolle spielen kann. 2. Bis zur Amortisation der Investition verbleibt der erzielte Einspargewinn bei den Einrichtungen. 3. Ein eigenes Emissionshandelssystems für die Gesundheits- und Sozialwirtschaft, mit dem frühe Investitionen in den Klimaschutz belohnt würden. 4. Die Sozial- und Energiewirtschaft wird selber zum Energieproduzenten und deckt durch Photovoltaik und Windräder auf Freiflächen nicht nur ihren eigenen Bedarf, sondern kann im Zweifel auch den so produzierten Strom verkaufen.

Das Potenzial ist auch hier gewaltig, über 4 Millionen Megawattstunden könnten laut einer Vorstudie durch Photovoltaik auf den Dächern der Branche pro Jahr erzeugt werden, das entspricht der Stromproduktion eines kleineren Kohlekraftwerkes. Wenn die Häuser optimal gedämmt sind und mit einer Wärmepumpe ausgestattet sind, könnten sie so 70 Prozent ihres Energieverbrauches selber decken. Hinzu kämen noch Parkplätze für weitere Solarstromanlagen oder Freiflächen für Windräder. Allerdings braucht das alles technisches und organisatorisches Know-how, vor allem

wenn der überschüssige Strom weiterverkauft werden soll. Auch steuerrechtliche Hürden bei gemeinnützigen Betrieben, um die es sich ja häufig handelt, verkomplizieren die Umsetzung der Idee. Hier wünschen sich die Autoren des Konzepts eine Vereinfachung des Steuerrechts und der Förderrichtlinien.

Ganz neu eingerichtet werden müsste ein spezieller CO_2-Zertifikatehandel für die Gesundheits- und Sozialwirtschaft. Die Idee: Jedes Unternehmen bekommt entsprechend seines aktuellen Verbrauchs eine bestimmte Menge an Verschmutzungsrechten zugeteilt, die 2035 wertlos werden. Wer in Klimaschutz investiert und weniger Verschmutzungsrechte braucht, als er bekommen hat, kann diese verkaufen, entweder zu einem festgelegten Mindestpreis an den Staat oder an andere Unternehmen der Branche. Wer mehr braucht, muss weitere Zertifikate kaufen. Da vorgesehen ist, dass die Steuer auf CO_2 (beziehungsweise der Mindestpreis) steigt, rentiert sich also eine möglichst frühe Investition in den Klimaschutz, die man dann auch aus dem Verkauf der nicht benötigten Verschmutzungsrechte finanzieren könnte. So die Idee; allerdings ist fraglich, ob in der Politik eine dann doch recht kleinteilige Branchenlösung dieser Art durchzusetzen ist.

Wünschenswert wäre ein Runder Tisch mit der Politik.

Aber auch die angestrebte Verankerung des Nachhaltigkeitsprinzips in die Sozialgesetzbücher (SGBs) ist ein dickes Brett, an dem Friederike Mussgnug und Rolf Baumann mit ihren Teams seit einigen Monaten bohren. Das Problem: Es sind viele Ministerien beteiligt. Für die Sozialgesetzgebung klassischerweise drei, nämlich das Bundesarbeits- und Sozialministerium, das Bundesgesundheitsministerium und das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Das Thema Klimaschutz war bislang verortet im Bundesumweltministerium, ist nun aber ins Bundeswirtschaftsministerium gewandert. Dort ist die freie Wohlfahrtspflege bislang kein großes Thema gewesen. Und wenn man Friederike Mussgnug fragt, wo der Ball nun liegt, sagt sie: „In allen Ministerien gleichzeitig."

Kühle Antwort

Deshalb wäre wohl ein Runder Tisch wünschenswert, an dem sich die verschiedenen Ministerien und die Vertreter der Sozial- und Gesundheitswirtschaft zusammensetzen könnten. Oder ein Kongress, so wie ihn die Diakonie Deutschland mit anderen diakonischen Verbänden und der KD Bank im Mai in der Berliner Kreuzkirche ausgerichtet hatte. Zu Gast waren auch Vertreter der genannten Ministerien, im öffentlichen Teil stellte sich Staatssekretär Christian Kühn aus dem Bundesumweltministerium der Kritik von Diakoniepräsident Ulrich Lilie. Sie fiel deutlich aus: „Ich renne seit Jahren von Ministerium zu Ministerium und erlebe nicht, dass Programme aufgelegt werden, damit die Sozialwirtschaft die Hebel umlegen kann, die wir umlegen könnten." Die zunächst etwas kühle Antwort des Staatssekretärs: „Wir versuchen den Koalitionsvertrag abzuarbeiten, und das steht da nicht drin." Doch am Ende der Diskussion bot er den Vertretern der Branche an, sich mit ihnen zu treffen, um zu überlegen, wie die Transformation in der Sozialwirtschaft finanziert werden kann. Ein Runder Tisch scheint möglich.

An der Problemlösung sind nicht zuletzt auch die kirchlichen Banken interessiert, die oft den Bau von Pflegeheimen und Krankenhäusern über Kredite finanzieren. Damit stehen diese Immobilien in ihrem Portfolio, über das die Banken Auskunft geben müssen, auch um mögliche finanzielle Risiken zu erkennen. Weil die EU aber im Rahmen ihres „Green New Deals" neben den Finanzkennzahlen auch Nachhaltigkeitskriterien bei der Berichterstattung eines Unternehmens fordert und eine schlechte Bewertung in diesen Punkten negative Folgen für das Unternehmen und die kreditgebende Bank haben kann, wird das Thema auch von zentraler Bedeutung etwa für die KD Bank in Dortmund oder die EB Bank in Kassel sein.

„Wenn es bei der aktuellen grünen EU-Taxonomie bleibt, wird der Sozialwirtschaft der Zugang zu Krediten erheblich erschwert und verteuert", warnte etwa Jörg Moltrecht, Vorstand der KD Bank auf dem Kongress. „Damit Sozialunternehmen ihre wertvolle gesellschaftliche Verantwortung in Zukunft wahrnehmen können, brauchen sie auch Finanzierungssicherheit für ihre nachhaltigen Investitionen. Diese ist in den einschlägigen Refinanzierungsbedingungen derzeit nicht erkennbar." Deshalb forderte er: „Die EU-Taxonomie muss noch um die soziale Nachhaltigkeit ergänzt werden, da sonst ökologische und soziale Fragen gegeneinander ausgespielt werden."

Die soziale Taxonomie auf EU-Ebene soll kommen, noch ist aber vieles unklar. Dem Kongress zugeschaltet war EU-Kommissar Nicolas Schmidt, der einräumte: „Wir arbeiten daran, aber es ist schwierig." Und schloss dann die wenig konkrete Prognose an, er hoffe darauf, dass in dieser Legislaturperiode Fortschritte erzielt würden.

Klarer ist der Stand bei der grünen Taxonomie, die immer mehr Unternehmen schrittweise in die Pflicht zur Berichterstattung über die ökologische Nachhaltigkeit nimmt. Und dies betrifft auch Unternehmen der Gesundheits- und Sozialwirtschaft. Aber welche genau gehören dazu? Und wie muss ein entsprechender Nachhaltigkeitsbericht aussehen? Welche Daten müssen ermittelt werden? Beide evangelischen Kirchenbanken bieten dazu Beratung und Hilfsmittel an. Die KD Bank bezieht sich dabei auf den Deutschen Nachhaltigkeitskodex (DNK), der 20 Kriterien für eine entsprechende Berichterstattung vorsieht. Auf der DNK-Website kann man so erste Schritte zur Erstellung eines Berichtes realisieren und sich in eine kostenlos nutzbare

Foto: picture alliance

Datenbank eintragen. Auch Webinare zur Nachhaltigkeitsberichterstattung werden angeboten.

Zwei Werkzeuge

Die EB Bank in Kassel bietet ihren Kunden ebenfalls entsprechende Beratung an und hat zwei kostenpflichtige Tools für eine Berichterstattung entwickelt. Das „EB-Sustainability-Scoring“ soll eine erste Standortbestimmung der eigenen Nachhaltigkeitsleistung ermöglichen und einen einfachen Einstieg in die Nachhaltigkeitsberichterstattung bieten. Man kann für das Unternehmen einen CO_2-Fußabdruck erstellen und diesen am 1,5-Grad-Ziel und den anderen Unternehmen der Branche messen lassen. Das zweite Tool, das „EB-Immo-Scoring“, soll einen Überblick über den Stand der Nachhaltigkeit bei den Immobilien des Unternehmens geben. Die notwendigen Maßnahmen zur Dekarbonisierung des Gebäudes werden aufgezählt, priorisiert und mit einer Investitionsplanung für die anstehenden Arbeiten versehen.

INFORMATIONEN

Das Konzeptpapier der Diakonie und anderen Experten aus der Sozial- und Gesundheitswirtschaft „Vier Schritte zur emissionsfreien Gesundheits- und Sozialwirtschaft“ aus dem vergangenen November kann hier heruntergeladen werden: www.diakonie.de/fileadmin/user_upload/Diakonie/PDFs/Pressmitteilung_PDF/2022-11-23_Refinanzierung_Nachhaltigkeit_Langfassung_im_Layout.pdf.

Die Scoring-Tools der EB Bank sind zu finden unter: www.eb.de/nachhaltigkeit/scoring-tools.html.

Eine Einführung ins Thema speziell für Unternehmen der freien Wohlfahrtspflege findet sich bei der KD Bank unter: www.kd-bank.de/content/dam/f0388-1/nachhaltigkeit/dnk/DNK%20Leitfaden.pdf.

OLAF ZIMMERMANN

Nützlich wär’s schon

In Sachen Mitgliedschaft muss die Kirche von anderen lernen

„Anhaltend hoher Mitgliederverlust bleibt Herausforderung für evangelische Kirche“, vermeldete die EKD kürzlich zu den weiter dramatisch sinkenden Mitgliederzahlen (vergleiche *zz 4/23*). Etwas mehr als 19 Millionen Menschen gehören nur noch einer der Gliedkirchen der EKD an. Etwa 380 000 Mitglieder verließen 2022 unsere Kirche. So erschreckend die Situation ist, so erstaunlich ist die zumindest gespielte Gelassenheit, mit dem Niedergang umzugehen: „bleibt Herausforderung“. In anderen gesellschaftlichen Organisationen würden bei einem solchen Desaster Köpfe auf der Leitungsebene rollen. Fehlende religiöse Orientierung in der Familie, Vernachlässigung der Jugendarbeit, schleppende Aufarbeitung der Verfehlungen der Kirche, fehlende Abgrenzung zu den Vorfällen in der Katholischen Kirche, und ja, auch die Kirchensteuer sind altbekannte Gründe, die mit Blick auf den Kirchenaustritt angeführt werden. Sicherlich gehört auch ein dem Zeitgeist geschuldeter Unwillen, sich an eine Organisation zu binden, dazu.

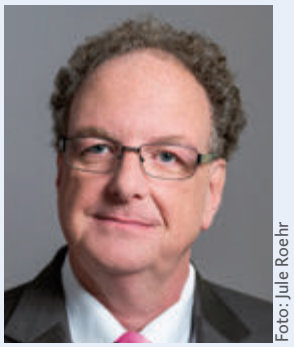


Foto: Jule Roehr

Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD sagt, dass eine „Kosten-Nutzen-Abwägung“ eine wesentliche Rolle bei der Entscheidung, aus der evangelischen Kirche auszutreten, spielt. Und, sind wir ehrlich, ob sich eine Kirchenmitgliedschaft wirklich lohnt, im Sinne der Ausgaben für den erbrachen „Service“, ist mehr als fraglich. Taufe, Weihnachtsgottesdienste und Beerdigung sind in einem marktwirtschaftlichen Sinne für viele Kirchenmitglieder wirklich teuer erkauft.

Auch Gewerkschaften kämpften jahrzehntelang mit Mitgliederverlusten, befinden sich zurzeit aber auf einem Höhenflug. Allein die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di hat mehr als 100 000 Neumitglieder seit Jahresbeginn aufgenommen, so viel wie noch nie in einem vergleichbaren Zeitraum. Offensichtlich wird mehr Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern bewusster, dass die Transformationsprozesse am Arbeitsmarkt mit einer starken Interessenvertretung, die Unterstützung und Schutz bietet, besser gemeistert werden können. Aber diese Einsicht kommt nicht von selbst, sondern wurde durch harte Tarifauseinandersetzungen mit öffentlichkeitswirksamen Streiks befördert. Hier könnte die Kirche lernen, wenn sie denn bereit ist, von anderen zu lernen. Auch unsere Kirchen sehen sich immer noch als etwas Besonderes im Zusammenspiel mit anderen gesellschaftlichen Bewegungen an. Deshalb wollen sie sich nicht gemein machen mit den anderen. Befördert wird diese selbstgewählte Einsamkeit durch wenig Diversität in den Leitungsebenen, sehr viele Theologinnen und Theologen, wenig andere Berufe und damit Kompetenzen sind vertreten.

Wenn unsere Kirche nicht weiter ausbluten soll, sind radikale Veränderungen am Selbstverständnis und am Service notwendig. Dass die EKD einen „Zukunftsprozess“ initiieren will, ist richtig, aber schon das gewählte Motto „Kirche ist Zukunft“ dient mehr der Selbstsuggestion, betrachtet man die Austrittszahlen, als der Realität. Wer außerhalb des engen Kirchenleitungsbereiches Menschen für den Zukunftsprozess gewinnen will, muss ehrlich sein. Jede Form von Werbesprache verbietet sich in dieser Situation. Klar ist, unsere Kirche ist in einer schweren Krise! Eine Zukunft hat sie nur, wenn die Menschen sie für nützlich erachten, wenn sie etwas bietet, was ihre Mitglieder brauchen.

Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates und Herausgeber von zeitzeichen.

Foto: picture alliance/Zoonar

Lebendige Kirchengemeinschaft

Die Zukunft der GEKE – ein hoffnungsvolles Nachdenken über Herausforderungen

MIRIAM ROSE

Von Island bis zur Ukraine, von Dänemark bis nach Griechenland, derzeit gehören 95 protestantische Kirchen der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) an. Die Jenaer Systematikerin Miriam Rose ist seit 2018 deren Präsidentin. Sie beleuchtet die Herausforderungen, vor denen die Kirchengemeinschaft steht.

Als ich Anfang Mai in Visegrád in Ungarn nach langer Anreise ankomme, sitzen auf der Sonnenterrasse des Tagungshotels bereits Kirchenvertretende aus Bern, aus Bukarest und Nürnberg. Der Blick auf die silbrige Donau ist grandios. Ein serbischer Methodist stößt zu uns. Gleich sind wir alle dabei zu erzählen, wie der Ukraine-Krieg und die Aufnahme von Ukrainer:innen das kirchliche Leben derzeit prägen. Für weitere drei Tage steht das Thema „Kirche und Demokratie" im Mittelpunkt. Es handelt sich um die Südost-Europa-Regionalgruppe der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), der ich seit 2006 angehöre und die mich theologisch geprägt hat. Welche Gestaltungsaufgaben muss die GEKE in Zukunft bewältigen, um ihre Bedeutung für die Kirchen und für Europa weiter zu stärken?

Es sind fünf anspruchsvolle Herausforderungen. Nicht zu sprechen von Herausforderungen, denen sich in Europa auf irgendeine Weise alle Gemeinschaften und alle Institutionen zu stellen haben: von den Veränderungen in der Energieversorgung über die Inflation bis hin zu demografischen Entwicklungen und Fragen der gerechten Beteiligung der jungen Generation an den Gestaltungsprozessen.

Was das Zusammenleben in Europa erschwert, ist eine Zunahme an wahrgenommener, an zum Ausdruck gebrachter Pluralität. Das betrifft Unterschiede in Kommunikationsstilen, in kulturellen Erwartungen, in ethischen Positionen und in politischen Haltungen. Vielleicht sind die Unterschiede gar nicht größer als früher, aber sie werden deutlicher zum Ausdruck gebracht und sensibler wahrgenommen. Das fordert die GEKE bei allen Aufgaben und in allen Gremien heraus und bringt die Kirchengemeinschaft voran. Die Chance für die GEKE besteht ferner darin, dass sie, indem sie sich dieser Aufgabe geduldig stellt, zur Versöhnung in Europa beiträgt.

Neue Pluralität

Europa bedarf der beständigen inneren Vermittlung und des Dialoges. Europa bedarf auch mehr an europäischer Öffentlichkeit als nur die GEKE. Doch die GEKE kann einen wichtigen Beitrag leisten, indem sie Menschen aus verschiedenen Kulturen, von verschiedenen theologischen Positionen und politischen Hintergründen zusammenbringt, und

In Sibiu wird im kommenden Jahr die GEKE-Vollversammlung tagen.

zwar anders als oft in Wissenschaft und Kultur: über Jahre hinweg, in kontinuierlich arbeitenden Kommissionen und Beiräten. Weil diese Arbeitsgruppen nicht nur diskutieren, sondern vor allem zusammen Gottesdienst feiern und auch Persönliches teilen, nehmen alle die anderen primär als Mitchrist:innen und dann als konkret verortet Denkende wahr. Je aufmerksamer man die Kontextualität der anderen zu verstehen sucht, umso hellsichtiger wird man auch der eigenen Kontextualität ansichtig. Das betrifft auch die Weise, wie man selbst Dissens ausdrückt oder was man für professionelles Verhalten hält. So entsteht Vertrauen, und so lernen alle Beteiligten, oft konflikthaft, ihre eigenen Traditionen nicht mehr als den einzigen Maßstab zu sehen. Diese „Vertrauensgemeinschaft" (Barbara Rudolph) bewährt sich in Konflikten.

Damit kann die GEKE zu einem Europa-Verständnis beitragen, das keine Region privilegiert, das dem in Europa verbreiteten Konzept von einer Mitte Europas und seinen Rändern entgegenwirkt. Die GEKE versteht Europa stattdessen in Bildern eines Netzwerkes und in Metaphern von Brücken und Begegnungszonen. Europa, so eine GEKE-Vision, ist Kommunikation unter Gleichen, Europa ist der Austausch von vielfältigen Perspektiven. Europa ist unbequem, Europa ist anstrengend. Plurale und freiheitliche Formen des Zusammenlebens sind immer ungemein anstrengend. Diese Anstrengung lohnt sich aber unbedingt. Die GEKE-Vision von Europa und das, was die GEKE dafür leisten kann, entsprechen einander.

Evangeliumsgemäßes Leben in Beziehungsfülle – auf diesen Begriff bringt das Dokument „Theologie der Diaspora" von 2018 die positiven Erfahrungen des Kircheseins in der Diaspora aus evangelischer Perspektive. Nicht nur in einzelnen Regionen, sondern in Europa insgesamt sind die evangelischen Christ:innen in der Minderheit. Wenn man von den Mitgliedern des Europarates (47 Staaten) ausgeht, dann waren 2015 ungefähr 60 Prozent der Bevölkerung christlich. Etwa acht Prozent der Bevölkerung wurden als protestantisch gezählt, 28 Prozent als katholisch und 22 Prozent als orthodox. Es ist davon auszugehen, dass die Zahlen inzwischen gesunken sind.

Zur GEKE gehören derzeit 95 evangelische Kirchen, die zusammen ungefähr 50 Millionen evangelische Christ:innen bedeuten, von Island bis zur Ukraine, von Dänemark bis zur Griechischen Evangelischen Kirche. Diese Beziehungsfülle lässt die Beteiligten doppelt staunen: zum einen, wie verschieden sich das kirchliche Leben vollzieht, zum anderen, wie ähnlich oft die gegenwärtigen Herausforderungen sind.

Fast alle Kirchen erleben einen deutlichen Rückgang ihrer Mitgliederzahlen, manche einen dramatischen. Die Kirchen, die sich bisher als Mehrheitskirchen erlebt haben, erfahren diese Entwicklung als besonders verunsichernd und irritierend. Gerade hier können die Kirchen aus dem Dialog und der Zusammenarbeit Stärkung erfahren, weil die „traditionellen" Minderheitenkirchen viele pragmatische Lösungen und viele theologische Reflexionen anzubieten haben, welche den „neuen" Minderheitenkirchen helfen können. Weiterführend sind auch Impulse, die Theologie der Diaspora im Sinne einer öffentlichen Theologie zu verstehen, die sich in einer Fülle von Formen vollziehen kann, weit über theologische Stellungnahmen zu politischen und sozialethischen Themen hinaus. Die Herausforderung also lautet, ob es allen Kirchen einzeln und ob es der GEKE als Kirchengemeinschaft gelingen wird, ein konstruktives und zukunftsfrohes theologisches Selbstverständnis als Minderheit zu entwickeln.

Europa ist Kommunikation unter Gleichen und Austausch von vielfältigen Perspektiven.

Keine Überorganisation

Die dritte Herausforderung liegt darin, die institutionelle Gestalt förderlich weiterzuentwickeln. Die zunehmende institutionelle Gestaltwerdung der GEKE ist zunächst durchweg positiv zu bewerten. Dazu gehören die feste Geschäftsstelle in Wien, ein hauptamtlicher Generalsekretär, eine Kommunikationsstrategie, eine Geschäftsordnung für den Rat – um nur einige der Elemente der stabilisierenden Institutionalisierung zu nennen. Die damit verbundenen förderlichen Erfahrungen bergen allerdings ein hohes Risiko: dass die GEKE, dass ihre Hauptamtlichen mit Anforderungen und Aufgaben überlastet werden. Das wäre negativ nicht nur wegen der Arbeitssituation der Hauptamtlichen. Das wäre auch destruktiv angesichts ihres Selbstverständnisses: Die GEKE ist keine Überorganisation über den Kirchen, sondern sie ist und lebt als Kirchengemeinschaft zwischen den Kirchen. Diese Kirchengemeinschaft vollzieht sich

EKD Hanna-Jursch-Preise

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) schreibt zum 12. Mal den Hanna-Jursch-Preis und zum sechsten Mal den Hanna-Jursch-Nachwuchspreis aus.

Die Preise dienen der Auszeichnung und Förderung herausragender wissenschaftlich-theologischer Arbeiten, in denen gender- bzw. geschlechterspezifische Perspektiven eine wesentliche Rolle spielen.

Das Thema der 12. Ausschreibung lautet:

Geschichte(n), Gegenwart und Zukünfte von Körpern

Die Arbeiten sind bis zum 15.2.2024 schriftlich bei der Geschäftsführung einzureichen:

Stabsstelle Chancengerechtigkeit der Evangelischen Kirche in Deutschland,
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover, Telefon:0511/2796 - 441,
E-Mail: Stabsstelle-Chancengerechtigkeit@ekd.de

Weitere Informationen: https://www.ekd.de/preisvergabe-hanna-jursch-preis-25088.htm

Vorankündigung: Für die 13. Ausschreibung (Einreichungsfrist: Februar 2026) unter dem Titel „Übergänge – Untergänge" laden wir ein Arbeiten einzureichen, die sich mit kritischen Perspektiven auf Mensch – Natur – Technik beschäftigen.

primär durch reale Beziehungen, Dialoge und Zusammenarbeit zwischen den Kirchen; sie geschieht nur nachgeordnet und ermöglichend durch die Leitungsgremien. Schließlich, und das ist der wichtigste Aspekt, würde die GEKE ihre Freiheit und Stärke verlieren, das und nur das zu tun, was gerade für die Gemeinschaft zwischen den evangelischen Kirchen in Europa nötig und was für gemeinsames Zeugnis und gemeinsamen Dienst wichtig ist. Der geschäftsführende Präsident der GEKE, John Bradbury, hat dafür den Ausdruck geprägt: „We have to become better in doing less." Die Herausforderung für die GEKE also lautet, in keiner Weise etwas an Aufgaben zu verdoppeln, was die einzelnen Kirchen für sich schon machen oder was andere ökumenische Institutionen leisten. Dafür hat sie noch klarere Kriterien zu entwickeln.

Lebensverdüsternde Verzweiflung

Auf welche Zukunft hoffen wir, wir Christ:innen, wir Kirchen, wir Menschen? Eine Antwort zu leben, ist die vielleicht drängendste Herausforderung für die Kirchen in Europa und damit auch für die Kirchengemeinschaft. Angesichts der Vorhersagen für den Klimawandel und die geopolitischen, ökonomischen und sozialen Folgen bleibt für konkrete Hoffnung wenig Raum. Viele Menschen spüren lebensverdüsternde Verzweiflung und engagieren sich mit wachem Sinn für die Dringlichkeit von Veränderungen. Andere Menschen begegnen dem Thema mit prinzipiellem Optimismus, dass alles schon nicht so schlimm werden wird oder dass die technischen Innovationen schon kommen werden, welche die Menschheit retten. Wie kann eine Zukunft gedacht werden, zwischen Verzweiflung und Zweckoptimismus?

Christ:innen ist eine Hoffnung zugesprochen, die mehr ist als die künftige Abwendung von Katastrophen. Der Grund der Hoffnung ist das Handeln und Lieben des dreieinigen Gottes, der Menschen immer neu mit Möglichkeiten beschenkt, selbst zu Transformationen beizutragen, kreativ zu gestalten und solidarisch zu leben. Die Menschheit weiß nicht, was kommt. Vielleicht werden noch die negativsten Vorhersagen der Klima-Forschenden übertroffen, vielleicht sind die planetarischen Grenzen größtenteils schon überschritten, vielleicht werden bald die positiven sozialen Kipp-Punkte erreicht, so dass viele Menschen bereit sind, sich auf politische und persönliche Veränderungen einzulassen. Aus christlicher Sicht aber dürfen wir hoffen, dass Gott seine Geschichte mit der Menschheit, mit der planetarischen Gemeinschaft und der Schöpfung als Ganzes fortsetzt, dass er uns jeweils neue Möglichkeiten schenkt und dass er auch in dunklen Momenten präsent ist, um neue Zukunft zu eröffnen durch Tod und Sterben hindurch. Diese Zukunft eröffnet er, indem er Menschen zur Umkehr ruft, zur Liebe befähigt und zu Wandlungsprozessen ermutigt.

Die Besinnung auf die Hoffnung, die das Evangelium verheißt, wird daher auch im Zentrum der Vollversammlung 2024 in Sibiu stehen. Das Motto lautet: „Im Lichte Christi – berufen zur Hoffnung".

Die Kirchengemeinschaft vollzieht sich durch reale Beziehungen, Dialoge und Zusammenarbeit.

Die ökumenische Herausforderung liegt mir besonders am Herzen. Die GEKE wollte von Anfang an eine Gemeinschaft sein, welche der ökumenischen Gemeinschaft aller Kirchen dient. Wie kann die kraftvolle Dynamik zwischen den Kirchen neue Möglichkeiten eröffnen für weitere konkrete Gemeinschaft? Wie können wir als GEKE gerade aufgrund unserer guten Erfahrungen mit der Leuenberger Konkordie offen und kreativ genug werden, um nach Wegen der Gemeinschaft zu suchen, die das Modell der Leuenberger Konkordie überschreiten, die es weiterentwickeln? Wie verhindern wir, dass uns unsere eigene Erfolgsgeschichte im Wege steht, um auch Neues zu wagen? Wo öffnen sich die Türen, durch welche die GEKE auf andere zugehen könnte?

Weiterentwickelte Konkordie

Die GEKE kann nicht mit allen konfessionellen Gemeinschaften oder Kirchen in Europa einen intensiven Dialog führen. Sie möchte mit allen sehr wohl gute Kontakte, aber bei intensiven theologischen Dialogen wird sie auch weiterhin auswählen. Gegenwärtig erkundet die GEKE besonders gespannt, was bei Dialogen mit Migrationskirchen möglich ist, was der Dialog mit der katholischen Kirche eröffnet und ebenso, welche weiteren Schritte mit der European Baptist Federation gegangen werden könnten.

Die fünf Herausforderungen für die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa stellen keine Zusatzaufgaben zu ihren Grundaufgaben dar. Sie markieren stattdessen die Richtungen, in denen sie ihre Grundvollzüge wahrnehmen wird. Darüber gilt es, in der GEKE ins Gespräch zu kommen. Die nächste Begegnung ist ein Treffen von europäischen Kirchenleitenden in Wien, Anfang Juli. Ob die Donau wieder in der Sonne glitzern wird?

Das Motto der kommenden Vollversammlung in Sibiu/ Hermannstadt lautet: „Im Lichte Christi – berufen zur Hoffnung".

„Beteiligung ist unsere Stärke“

Ralf Meister, Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, kurz VELKD, im Gespräch darüber, warum es diese weiterhin geben soll

Fotos: Jens Schulze

Ralf Meister, 61, ist Landesbischof in Hannover und seit 2018 Leitender Bischof der VELKD.

Foto: picture alliance/Zoonar

zeitzeichen: *In der Bibel lesen wir, dass Abraham 75 Jahre alt war, als der Ruf Gottes an ihn erging: „Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Verwandtschaft in ein Land, das ich Dir zeigen werde.“ Und Abraham ging einer großen Zukunft entgegen. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) feiert am 8. Juli ihren 75. Geburtstag, und man hat den Eindruck, viele fragen sich: „Warum muss es die VELKD heute noch geben?“*

RALF MEISTER: Weil es jetzt erst richtig losgeht, denn 75 Jahre sind ein gutes Alter! Aber im Ernst: Wir müssen unter den veränderten sozialen, religiösen Bedingungen und unter den veränderten Bedingungen innerhalb der evangelischen Kirche in unserem Land die Arbeit der VELKD deutlich auf die Gegenwartsfragen beziehen, also deutlich fragen: Wohin soll es mit der VELKD in der Zukunft gehen?

Wir sind gespannt …

RALF MEISTER: Die Gründung der VELKD am 8. Juli 1948 erfolgte ja nicht aus heiterem Himmel, sondern schon im 19. Jahrhundert wuchs das Bedürfnis, dem lutherischen Bekenntnis, also dem verbindenden Element der verschiedenen lutherischen Kirchen, eine Ordnungsform in einer gemeinsamen Kirche zu geben. Mit der Allgemeinen Lutherischen Konferenz 1868 in Hannover war dieser Prozess eröffnet. Ein Prozess, an dessen Ende, nach wechselvollen Jahrzehnten, in denen das landesherrliche Kirchenregiment abgeschafft wurde, und nach den Erfahrungen der Nazizeit, die VELKD entstand. Die Fragen der Gegenwart sind: Wie können wir unter den Bedingungen der Vereinzelung und Polarisierung in unserer Gesellschaft eine Gemeinschaft von Kirchen als etwas Verbindendes, Verlässliches anbieten, das dem Leben Halt gibt? Wie können wir die Botschaft von der Rechtfertigung aus Glauben tröstend Menschen weitergeben, die unter Leistungsdruck im Beruf stehen oder sich in den Sozialen Medien dem Druck, Aufmerksamkeit zu finden, ausgesetzt sehen?

Warum kam man damals nach dem Krieg nicht auf den Gedanken, dass eine Evangelische Kirche in Deutschland reicht?

RALF MEISTER: Zum damaligen Zeitpunkt war man einfach noch nicht so weit, einen überregionalen Zusammenschluss mit allen Spielarten reformierter reformatorischer Kirchen zu bilden. Bis zur Verabschiedung der Leuenberger Konkordie 1973 konnten die in der EKD zusammengeschlossenen lutherischen, unierten und reformierten Kirchen nicht einmal Abendmahl gemeinsam feiern. Insofern war diese überformende Identitätsbildung bezogen auf die lutherischen Kirchen plausibel. Hinzu kam, dass die lutherischen Kirchen nach dem Krieg sofort wieder auf Verbindungen in der internationalen Ökumene zurückgreifen und diese nutzbar machen konnten. Das war damals für internationale Hilfe

Den Papst kann ich als symbolischen Repräsentanten der Christenheit durchaus wertschätzen.

durch lutherische Kirchen weltweit ganz entscheidend. Außerdem spielten Liturgie und Hymnologie eine große Rolle – aus heutiger Sicht vielleicht eher ästhetische Fragen – und natürlich als vielleicht herausforderndste Aufgabe die theologische Grundsatzarbeit. Denn nach dem Krieg gab es theologisch viel aufzuarbeiten: Man musste die Frage beantworten, wie die eigene Theologie in manchen Bereichen so verkommen konnte, dass sie sich der NS-Ideologie dienstbar machte.

Nun bedeuten 75 Jahre VELKD gleichzeitig auch fünfzig Jahre Leuenberger Konkordie, die 1973 viele reformatorische Kirchen lutherischer, reformierter und unierter Prägung in Europa verabschiedeten und die gegenseitige Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft ermöglicht hat. Deshalb nochmal die Frage: Warum muss es heute die VELKD noch geben?

RALF MEISTER: Es hat gedauert, bis die VELKD dem Leuenberg-Prozess zugestimmt hat. Aber letztlich war klar, dass die Gemeinschaft der reformatorischen Kirchen, die in Deutschland

nicht zuletzt durch die Notsituation der Naziherrschaft entstanden war, nicht verspielt werden durfte, sondern auf eine neue Stufe gehoben werden musste. Ich möchte Ihre Frage differenzieren: Alle Gestalten von Kirche sind vorläufig und wandelbar. Keine muss es geben, die VELKD nicht, aber auch die EKD nicht, und übrigens die Landeskirchen in ihrer heutigen Gestalt auch nicht. Das Gemeinsame – die uns verbindende Einigkeit in Christus – ist stärker als die Verschiedenheit. Diese Erkenntnis entspricht übrigens dem, was im zweiten Teil des siebten Artikels der Confessio Augustana steht: „(E)s ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden, wie Paulus sagt: ‚Ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe' (Epheser 4,4.5)." Und wenn Jesus in Johannes 14,2 sagt „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen", dann sollten wir uns als Kirchen gut überlegen, wie wir unsere Häuser einrichten. Das ist eine Frage, die jede Generation für ihre Gegenwart beantworten muss. Wir können nur sagen, welchen Sinn die Existenz der VELKD in der EKD für uns heute hat. Andere Generationen werden in ihrer Verantwortung neu zu entscheiden haben.

Nun hat sich aber durch die Entscheidung der UEK vom vergangenen Herbst, die Leitung ihres kirchlichen Zusammenschlusses ohne synodales Element ein Stück weit in die Unsichtbarkeit zu verlegen, doch das Gegenüber von VELKD und UEK grundlegend verändert. Wie beurteilen Sie das?

RALF MEISTER: Ob das so grundlegend ist, weiß ich nicht. Die UEK bleibt als Körperschaft bestehen. Sie wird aber ihre Gremien verkleinern, jedoch um den Preis, dass sie nun in ihren Gremien auf einmal auf Ehrenamtlichkeit verzichtet. Demgegenüber empfinde ich es schon als eine Stärke der VELKD, dass wir ein klassisches Synodalprinzip haben, und wir sind gerade dabei, das noch auszuweiten mit Blick auf die Beteiligung der jüngeren Generation und durch den Ausbau von Gendergerechtigkeit. Das Synodalprinzip ist ein klassisches Partizipationselement unserer Kirche, das elementar wichtig ist.

Die internationale lutherische Ökumene mit dem Vatikan gehört in Deutschland zu den Aufgaben der VELKD. Vor zwanzig Jahren gab es große Aufregung, als der damalige Leitende Bischof, der bayerische Landesbischof Johannes Friedrich, anregte, über eine eingeschränkte Anerkennung des Papstamtes als Sprecher der Christenheit nachzudenken – eine Art symbolisches Petrusamt. Wäre das heute auch noch eine gute Idee?

RALF MEISTER: Im Reformationsjubiläum 2017 und auch schon 1999 durch die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre haben wir im Dialog mit der römisch-katholischen Kirche beschlossen, dass die Verurteilungen des 16. Jahrhunderts nicht mehr gelten. Wenn wir dies verinnerlichen, dann ist es doch überhaupt nicht problematisch, den Bischof von Rom, den Papst, als eine symbolische Repräsentanz der Kirche Jesu Christi zu würdigen und zu schätzen. Ich tue dies ohne Zweifel!

Die Medien weltweit auch …

RALF MEISTER: Da spricht doch nichts dagegen. Und wer nach dem prominentesten christlichen Vertreter sucht, der zum Beispiel in internationalen Konflikten Friedensinitiativen vermitteln könnte, der kommt sicher nicht zuerst auf die Ratsvorsitzende der EKD oder den Leitenden Bischof der VELKD. Es gibt beziehungsweise gab in unseren Zeiten wenige Menschen, die eine ähnliche diesbezügliche Reputation oder Aura hatten. Eine Zeitlang gehörte der Dalai Lama dazu, die Queen natürlich und für einige sogar Barack Obama. Aber was den Papst betrifft, so ist seine gewisse Sonderstellung in der Weltchristenheit für mich völlig unstrittig, und das hat überhaupt nichts mit irgendeiner Anerkennung im kirchenrechtlichen oder sonstigem rechtlichen Sinn zu tun, sondern ausschließlich mit der symbolischen Repräsentanz, die dieser Christ in seiner außergewöhnlichen Position und Stellung innehat. Und die er ausübt – auch darin besteht seine Glaubwürdigkeit – mit allen menschlichen Stärken und Schwächen.

Die VELKD ist eine Kirche aus Kirchen, die ein gemeinsames Bekenntnis eint – nämlich die Confessio Augustana von 1530. Warum ist ein Bekenntnis für die lutherische Kirche so wichtig?

Zur Geschichte der VELKD

Am 1./2. Juli 1868 treffen sich 1500 lutherisch geprägte Persönlichkeiten zur Ersten Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz (AELK) in Hannover. Ihre Sorge: Nach dem Sieg Preußens im Deutsch-Österreichischen Krieg 1866 und der daraus folgenden Annexion des Königreichs von Hannover und weiterer lutherisch geprägter Gebiete könnten die dortigen lutherischen Landeskirchen über kurz oder lang in die preußische Unionskirche eingefügt werden. Dagegen wollte man „die Glieder der verschiedenen lutherischen Kirchengebiete Deutschlands zur Pflege ihrer Gemeinschaft einander nähern". Auf kirchenleitende Ebene rückt das Ganze erst am 11. Januar 1927, als in Erlangen erstmals die Bischöfe und Kirchenpräsidenten der lutherischen deutschen Landeskirchen zusammentreffen, einige Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs und des landesherrlichen Kirchenregiments in Deutschland. Im selben Jahr wird die AELK in Lutherisches Einigungswerk umbenannt. Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 entsteht auf Druck der Nazis die Deutsche Evangelische Kirche (DEK), die alle Landeskirchen umfasst. Im Laufe des Kirchenkampfes, in der sich besonders die drei großen Landeskirchen Hannover, Bayern und Württemberg als „intakte Kirchen" der Machtübernahme durch die NS-treuen „Deutschen Christen" erwehren können, entsteht 1936 der Lutherrat, in dem sich eine Zusammenarbeit der lutherischen Landeskirchen verstetigt. Am 8. Juli 1948 – drei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges – wird durch die verfassungsgebende Tagung der Generalsynode die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, kurz VELKD, gegründet. Seit 2007 ist das Amt der VELKD in das Kirchenamt der EKD integriert, und seit 2009 sind die Generalsynodalen der VELKD in Personalunion auch Synodale der EKD-Synode.

WEITERE INFORMATIONEN

www.velkd.de

RALF MEISTER: Die Kategorie Bekenntnis ist heute schwer plausibel zu machen. Ein Bekenntnis kann ein performativer Sprachakt sein. Ich bekenne meiner Ehefrau, dass ich sie lieben will, bis dass der Tod uns scheidet. Aber ich weiß schon in dem Moment, in dem ich das Bekenntnis ablege, dass die Bewährung dieses Bekenntnisses mir immer voraus liegt. Ich kann nur darauf vertrauen. Das empfinde ich als hilfreich und produktiv. Aber das Wort „Bekenntnis" hat verschiedene Bedeutungen. Die reformatorischen Bekenntnisschriften sind gewissermaßen eine theologische Brille, durch die das Evangelium gelesen wird: Rechtfertigung aus Glauben, die legitime Vielfalt kirchlicher Gestalten, die Betonung der Freiheit und Verantwortung der Gewissen, der Bildungsauftrag und vieles mehr. Das lutherische Bekenntnis zur Grundlage kirchlichen Handelns zu machen, heißt, diese Brille bei der Auslegung des Evangeliums auch für die Gegenwart zu benutzen. Was nicht ausschließt, dass neue Aspekte hinzukommen. Deshalb wurde ja auch die Barmer Theologische Erklärung von 1934 aufgenommen, weil sie den Blick für die Freiheit des Evangeliums von staatlicher Bevormundung schärft. Vielleicht kann man es auch so plausibilisieren: Staaten geben sich zwar kein Bekenntnis im engeren Sinne, aber eine Verfassung. Und die ist ja nicht im Moment der Verabschiedung gelebte Realität in einem Staat, sondern sie gewährt einen Raum, in dem die Freiheitsrechte und auch die Pflichten seiner Bürgerinnen und Bürger definiert und umrissen sind. Das Großartige an unserem Grundgesetz ist, dass die ersten 19 Artikel, die Grund- und Freiheitsrechte, den Raum beschreiben und definieren, in dem wir uns in unserem Land bewegen. Wenn wir nun wieder auf unser kirchliches Bekenntnis schauen, zum Beispiel auf den vielzitierten Artikel 7 der Confessio Augustana – dann wird auch da ein Freiheitsraum eröffnet, unter dem wir Kirche sein können.

Aber würden dafür nicht die Bibel oder das Glaubensbekenntnis reichen? Steht da nicht alles Wesentliche drin? Wozu braucht eine Kirche noch ein eigenes Bekenntnis?

RALF MEISTER: So könnte man argumentieren, zum Beispiel mit den Seligpreisungen aus der Bergpredigt. Die sind doch genug, oder? Aber möglicherweise sind sie eben doch nicht genug, sondern es braucht eine weitere Präzisierung und Formgebung, die uns hilft und Orientierung gibt. Natürlich gibt es eine untrennbare Verbindung zwischen dem Evangelium und dem Bekenntnis. Aber die Bekenntnisse legen das Evangelium auf bestimmte Herausforderungen aus. Das ist ein Reichtum aus unserer Geschichte, den wir nicht wegwerfen sollten. Das Evangelium sagt eben nicht alles, was das Bekenntnis formuliert, und das Bekenntnis *ist* natürlich nicht das Evangelium oder das Glaubensbekenntnis – diese Differenz gilt es festzuhalten. Um es nochmal in Bezug auf mein eigenes Leben zu sagen: Ich habe meine Frau lange geliebt, bevor ich sie heiratete. Aber uns war das nicht genug. Wir wollten ein Bekenntnis zueinander haben, dass wir in einen gemeinsamen Raum mit gemeinsamer Verantwortung hineingehen. So könnte ich es für mich beschreiben.

Das Gespräch führte Reinhard Mawick am 15. Mai 2023 in Hannover.

Eine ausführlichere Fassung des Gesprächs lesen Sie unter *www.zeitzeichen.net/node10509.*

Fotos: zeitzeichen

Wieder mitten im Leben

Der Kirchentag in Nürnberg wirkt weiter. Drei Erfahrungsberichte

Starke Vielfalt

Was hat der Kirchentag gebracht? Eine Analyse.

Okay, also rund 70 000 Dauer- und Tagestickets wurden verkauft. Das ist für einen Evangelischen Kirchentag keine dolle Zahl – aber angesichts der gerade verklungenen Pandemie ist das so schlecht auch nicht. Das gilt auch im Vergleich zum nicht zuletzt wegen Covid desaströs wenig besuchten Katholikentag ein Jahr zuvor in Stuttgart. Und: Darauf kommt es ja nicht wirklich an.

Wer die fünf Tage in Nürnberg mitmachen konnte, hatte keineswegs den Eindruck, dass hier eine immer kleiner werdende Schar der letzten Aufrechten versammelt wäre, im Gegenteil: Die Hallen auf dem Messegelände waren in der Regel voll, die Stände gut besucht, die Konzerte und Gottesdienste erst recht. Der Hauptmarkt, Ort des zentralen Eröffnungs- und Abschlussgottesdienstes, musste sogar zweimal kurzzeitig wegen Überfüllung geschlossen werden, und das bei, zumindest am letzten Tag, starker Sonneneinstrahlung. Dass da niemand umgekippt ist, war ein kleines Wunder an sich. Zu erleben war in der fränkischen Metropole, die so gerade die richtige Größe hatte (nicht zu groß, nicht zu klein), ein Glaubensfest, eine Feier gegenseitiger Bestärkung, ein – alles in allem – fast reibungslos funktionierender Ort gesellschaftlicher Diskussion der Zivilgesellschaft, der „Mitte der Gesellschaft", um es mit dem diesjährigen Kirchentagspräsidenten Thomas de Maizière zu sagen. Das ist vom ehemaligen CDU-Bundesinnen- und Verteidigungsminister der Merkel-Jahre nur ein wenig zugespitzt, aber trifft durchaus den Kern: Die versammelten Gläubigen evangelischer Konfession repräsentierten in ihrer Buntheit, als Alte und Junge, Progressive und Konservative, Stadt- und Landmenschen, Handwerker und Akademikerinnen und so weiter, durchaus einen guten Schnitt der deutschen Bevölkerung.

Der Kirchentag (und hoffentlich irgendwann auch mal wieder der Katholikentag) ist alle zwei Jahre der zentrale Ort, in dem sich die deutsche Gesellschaft mit den drängenden Problemen der Zeit beschäftigt, auf nationaler wie auf weltweiter Ebene. Dafür wird die Zahl der rund 2 000 Veranstaltungen auf dem Kirchentag manchmal als zu groß kritisiert. Aber man könnte locker gegenargumentieren: Die Welt ist nun mal komplex, die Krisen sind vielfältig, da braucht es schon viele Orte und Formate, um sich dem adäquat anzunehmen … und man muss ja auch nicht über alles diskutieren. Beten und singen sind auch nicht unpassende Wege der Annäherung.

Gab es ein zentrales Thema des Kirchentags? Das ist so eine Gretchenfrage, die zuverlässig seit Jahrzehnten zum Abschluss der Kirchentage in Journalistenkreisen kursiert – und wer ein paar von diesen erlebt hat, kann da recht bald nur noch schwer ein Gähnen unterdrücken: Tja, nun, vielleicht schon, aber nicht wirklich. Sicherlich war das Klimathema sehr wichtig. Das Friedensthema aber auch. Und auch die schleichende Erosion der öffentlichen Debattenkultur, ja vielleicht sogar der Demokratie selbst. Die Frage der Vielfalt (siehe etwa die eindrucksvolle Abschlusspredigt von Pastor Quinton Ceasar aus Wiesmoor in Ostfriesland) spielte eine wichtige Rolle – aber *das* Thema des Kirchentags?

Auf dem Hauptmarkt bekam der Bundespräsident Pfiffe, als er Waffen forderte.

Ähnlich verhält es sich mit *der* Botschaft des Kirchentags: Natürlich gab es die nicht, wie auch, wenn rund 70 000 Leute zusammenkommen. Und wer glaubt, die hätten nur eine Botschaft, sollte vielleicht mal ein

Soziologiebuch aus dem 21. Jahrhundert in die Hand nehmen oder lebt gedanklich eher in den Fünfziger Jahre. (Und dass auf den Kirchentagen Anfang der Achtziger Jahre in Westdeutschland angeblich alle für den Frieden waren, dürfte auch einer geschichtlichen Legende nahekommen).

Beispiel Waffenlieferungen an die Ukraine: Ja, der Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sagte nach dem Eröffnungsgottesdienst schön provokativ, es sein nun „Zeit für Waffen“ für die Ukraine, das Kirchentagsmotto „Jetzt ist die Zeit” aufnehmend. Aber schon auf dem Hauptmarkt bekam er dafür Pfiffe zu hören. Und diese präsidiale Position war auf allen Veranstaltungen zum Thema „Krieg und Frieden“ keineswegs Konsens. Höchstens eine gewisse Tendenz lässt sich auf dem Kirchentag, gemessen an einem internen Applausometer, hier ausmachen: Mehrheitlich schienen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Steinmeierschen Formel nicht abgeneigt zu sein. Aber eine Überschrift wie „Mehrheit des Kirchentags für Waffenlieferungen“ wäre gleichwohl durch nichts gedeckt.

Ach, es ist nicht einfach mit diesen Kirchentagen! Sie zeigen eben die ganze Vielfalt des hiesigen Protestantismus, und die ist angesichts von immer noch rund 19 Millionen Mitgliedern weiterhin groß, natürlich und gottseidank, wie zu ergänzen wäre! Mit aller Vorsicht kann man höchstens sagen: Auch der Nürnberger Kirchentag war mal wieder ein Ort, wo Demokratie und eine faire Debatte nicht nur eingeübt, sondern auch erfahrbar waren. Warum? Weil die versammelten Menschen trotz aller Unterschiede eben doch eines verbindet: der Glaube an den einen Gott und den Menschensohn Jesus von Nazareth, was immer das dann individuell für jeden Einzelnen tief im Herzen bedeutet.

Es war mal wieder ein Ort, wo Demokratie und eine faire Debatte erfahrbar waren.

Diese spirituelle Grundlage auch des Großevents in Nürnberg ist die hintergründige Stärke der Kirchentage. Denn sie ermöglicht trotz aller Differenzen eine grundsätzliche Einheit oder zumindest Offenheit in Vielfalt. Und dass die spirituell-religiöse Farbe des Kirchentags in Nürnberg etwas kräftiger war als bei vielen Kirchentagen zuvor, wie manche beobachtet haben oder gespürt haben wollen, das ist in dieser Logik eine ziemlich gute Nachricht.

PHILIPP GESSLER

Applaus für die „Letzte Generation“

Die Kirche und die „Letzte Generation“ ist spätestens seit dem Auftritt ihrer Sprecherin Aimée van Baalen vor der EKD-Synode im November ein viel diskutiertes Thema. Auch auf dem Kirchentag war die Protestbewegung vertreten und stieß auf viel Sympathie bei den Besuchern. Was sagt das für die Zukunft?

Klimaschutz war zwar auch auf den vergangenen Kirchentagen immer wieder Thema, aber da gab es die „Letzte Generation“ noch nicht. Doch diesmal waren sie da, zum Beispiel Aimée van Baalen und Carla Hinrichs, die beiden prominentesten Gesichter der „Letzten Generation“. Letztere stritt sich in einer vollbesetzten Messehalle unter anderem mit Klimaminister Robert Habeck und dem ehemaligen Siemens-Chef Joe Kaeser auch über die Sinnhaftigkeit der „Klebeaktionen“: „Das ist eine sinnvolle Methode. Wenn wir betrachten, was in der Geschichte den Wandel herbeigeführt hat, waren es Unterbrechungen“, sagte Hinrichs in einem Interview am Rande der Veranstaltung, auf der sie insgesamt viel Applaus erhielt.

Aimée van Baalen, die auf der jüngsten Tagung der EKD-Synode im November um Unterstützung durch die Kirche gebeten hatte, gestaltete ein politisches Nachtgebet mit und verwies auf Grundgesetz Artikel 20a, in dem es heißt: „Der Staat schützt auch in Verantwortung für die künftigen Generationen die natürlichen Lebensgrundlagen und die Tiere (…)“. „Ich sehe meine Position darin, die Bundesregierung daran zu erinnern, dass wir diese Grundgesetze haben und dass wir auch nicht wieder weggehen werden, bis diese eingehalten werden.“ Ein Plädoyer für den zivilen Ungehorsam, das ebenfalls viel Beifall erhielt. Kritischer zeigte sich einer, der selber Castor-Transporte blockiert hat. Aber für Sven Giegold, früherer Aktivist und Mitgründer von Attac, heute Staatssekretär im Wirtschafts- und Klimaministerium, sei der zivile Ungehorsam bei den Castor-Transporten immer auch ein Appell an die Bevölkerung gewesen, der letztendlich auch gefruchtet habe. „Ohne zivilen Ungehorsam hätte es den Ausstieg aus der Atomenergie in Deutschland nicht gegeben“, ist sich Giegold sicher und streichelt damit die Seelen der vielen Veteranen im Publikum.

Doch die Proteste der „Letzen Generation“ sorgten für großen Ärger in der Bevölkerung, die mittlerweile zunehmend abwehrend auf das Thema Klimaschutz reagiert. Deshalb fragte Giegold van Baalen: „Könnt Ihr Eure Aktionen nicht so machen, dass sie mehr Sympathien in der Bevölkerung hervorrufen?“ Das würde es der Regierung leichter machen, mehr für den Klimaschutz zu tun. Antwort van Baalen: „Die Proteste richten sich ja an Sie, die Regierung. Die Letzte Generation wäre nicht entstanden, wenn auf Fridays for Future adäquat reagiert worden wäre.“

Und darum ging es auch immer wieder bei diesem Kirchentag, um die Frage, wie man mit der Enttäuschung etwa über das voraussichtliche Verfehlen des 1,5-Grad-Zieles durch die Blockaden vieler Politiker beim Klimaschutz umgehen kann. Für Luisa Neubauer von Fridays for Future liegt die Lösung vor allem im gemeinsamen Handeln, die soziale Klimabewegung sei ihr „Heiliger Gral“. Und am Ende geht es auch um Machtfragen in der Gesellschaft.

Klebeaktion am Hauptbahnhof

Kann Kirche da mitgehen? Sie kann zumindest Räume zur Verfügung stellen für respektvolle Diskussionen, für das Teilen von Enttäuschung und Schmerz und existenziellen Ängsten vor der Zukunft, die die einen zur angemeldeten FFF-Demo und die anderen zu illegalen Klebeaktionen treiben. Und sie kann eine Botschaft der Hoffnung anbieten. Aimée van Baalen berichtete nach der Veranstaltung, dass seit ihrem Auftritt vor der Synode die Unterstützung aus dem kirchlichen Bereich wachse. Gemeinderäume und Kirchen würden für Pressekonferenzen zur Verfügung gestellt, Pfarrer:innen und Gemeindemitglieder engagierten sich auf unterschiedliche Weise bei den Protestaktionen. So eine gab es auch am Rande des Kirchentages vor dem Nürnberger Hauptbahnhof, auch Kirchentagsbesucher seien dabei gewesen, hieß es von der „Letzten Generation“. Die unter anderem von der Umweltbeauftragten des Dekanats geplante Menschenkette hingegen fiel kleiner aus als geplant. Zeigt das eine Tendenz für die Zukunft an? Vor allem zeigt es, dass Protest für mehr Klimaschutz viele Formen annehmen kann und jeder Christenmensch für sich selber beantworten muss, wo er mitmacht oder nicht.

STEPHAN KOSCH

Unterwegs zum Kirchentag 2025

Mehr als 4 000 ehrenamtliche Helferinnen und Helfer sorgten in Nürnberg dafür, dass der Evangelische Kirchentag zu einem gelungenen Ereignis wurde. Die Verantwortlichen müssen jedoch das kirchliche Großereignis in Zeiten schwindender kirchlicher Bindung zukunftsfähig machen.

Sie tragen meist geflochten, selten offen, das rosafarbene Tuch um den Hals, auf dem steht: Ich helfe. Bei den Abschlussgottesdiensten in Nürnberg am Haupt- und am Kornmarkt sind sie immer noch unermüdlich im Einsatz. Die 4 000 Helferinnen und Helfer, die geduldig vor den Hallen, Kirchen und Gemeindezentren, auf Plätzen und Straßen und in den Quartieren dafür sorgen, dass alle Kirchentagsbesucher ihren Weg finden, sie Hilfe bekommen, wo immer sie nötig ist. Sie tragen bis zum Schluss Wasserflaschen in die Gottesdienstreihen, sorgen dafür, dass niemand die Absperrungen durchbricht, damit alle Gottesdienstbesucherinnen beten, singen und feiern können. „Mega voll ist es hier, aber auch mega friedlich.“ Ein junger Mann mit rosafarbenem Tuch gibt schon, ohne es zu wissen, vor Beginn des Abschlussgottesdienstes am Hauptmarkt in der fränkischen Metropole das Kompliment zurück, das der Kirchentagspräsident Thomas de Maizière gleich in seiner Abschlussansprache als Dank formulieren wird: „Kirchentag ist nur möglich mit Euch, Eurem Wissen, Eurer Leidenschaft.“ Und er hat Recht, es ist beeindruckend, wie zupackend, aufmerksam und begeistert Jung und Alt in Nürnberg hilft. So weit, so gut.

Doch die Präsenz der Helferinnen und Helfer wirft auch die Frage auf, ob überall in Deutschland in Zukunft Menschen für diesen ehrenamtlichen Einsatz begeistert werden können. „Wie gehen wir damit um, wenn die Zahl der Ehrenamtlichen sinkt?“, fragt der Kirchentagspräsident und ehemalige CDU-Bundesminister de Maizière vor der Presse in Nürnberg. Er kündigt in der fränkischen Metropole einen Reformprozess des Evangelischen Kirchentages an: Im Spätherbst soll ein Text verabschiedet werden, der das evangelische Laientreffen zukunftsfest machen soll. Da sind zunächst die äußeren Veränderungen, denn die Kirchentagsordnung stammt aus dem Jahr 1949. „Die Gremienstrukturen passen nicht mehr“, sagt der CDU-Politiker. Deshalb soll mit einer neu zu verabschiedenden Kirchentagsordnung auch in den Gremien aufgeräumt werden, mit deren Größe und Zuordnung.

Die Fragen nach der Zahl der Ehrenamtlichen oder der Gremienstrukturen sind aber nicht die einzigen, die de Maizière in Franken stellt. Auch die Anzahl der Veranstaltungen steht zur Diskussion. Schon in Nürnberg ist diese reduziert worden, auf 2 000 in drei Tagen. Da stelle sich immer noch die Frage nach dem Profil, sagen die Kirchentagsverantwortlichen. Wollen sie profilierter auftreten, indem sie begrenzen? Welche Rolle soll die Ökumene in Zukunft spielen? Schließlich hatte de Maizière während der Nürnberger Tage angemerkt, dass ihn die Abwesenheit eines katholischen

Im Herbst soll eine neue Kirchentagsordnung verabschiedet werden.

Hurra, wir leben noch!

Über einen tollen Kirchentag, der sich verändern muss

REINHARD MAWICK

Haben Sie auch manchmal noch die vielen singenden, betenden, diskutierenden, fröhlichen Menschen vor Ihrem inneren Auge? Jetzt, wo schon wieder etwas Zeit ins Land gegangen ist? Ich schon, denn schön war's gewesen in Nürnberg. Manche Albträume, dass es nach der Pandemie, die den Ökumenischen Kirchentag vor zwei Jahren fast vollständig in digitale Formate zwang, nichts mehr werden würde mit dem fröhlich-streitbaren Glaubens- und Diskutierbasar namens Kirchentag, hat der Zauber von Nürnberg gebannt: Hurra, wir leben noch!

Foto: Rolf Zöllner

Natürlich genügt das jenen Protestant:innen nicht, die im prophetischen Furor die Welt retten wollen. Denen war vieles zu selbstbespiegelnd, zu harmlos und zu wenig politisch. Für solche Stimmen mag das Fazit des Journalisten Christoph Fleischmann in *Publik Forum* stehen: „Der Kirchentag als Zeitansage an die Politik: Das war einmal." Er mokierte sich darüber, dass die Politikerinnen und Politiker ihr Publikum lobten und damit leicht für sich gewannen. Zu leicht? Vielleicht, aber nach den düsteren Corona-Tagen war der Hunger nach Selbstbestätigung groß.

Die Besucherzahl war nummerisch eher mau, jedenfalls verglichen mit dem letzten Vor-Corona-Kirchentag 2019, aber gefühlt großartig: 70 000 Menschen, irgendwie mit Tages- oder Dauerkarte – das ist in diesen Tagen viel. Und wie immer: Was den einen ganz unpolitisch daherkam, war anderen viel zu oder ausschließlich politisch. Die verrücktesten Kapriolen schlugen wie so häufig *WELT*-Chefredakteur Ulf Poschardt und seine journalistischen Bataillone. Diese diffamieren die evangelische Kirche seit langem als „links-grün", um andere, sehr konservative und innerlichkeitsfixierte Formen des Christentums zu propagieren. Dem sollte aber mit Argumenten und klarer Kante begegnet werden und nicht mit argumentationsloser Arroganz. So konzedierte Kirchentagspräsident Thomas de Maizière bereits im Vorfeld in einem *Deutschlandfunk*-Streitgespräch mit Poschardt, dass nicht alles an dessen Kritik daneben sei. So gilt es, weiter zu diskutieren, denn verengte Meinungskorridore und denkfaule Empörung, die sich in manchen Kreisen eingeschlichen haben, führen nicht weiter.

Auch das Format des Kirchentages stand in der Diskussion: Müssen es wirklich nächstes Mal wieder über 2 000 Veranstaltungen sein? Wären nicht 1 000 genug? Schließlich ist alles in Zeiten schwindender Beteiligung und damit schwindender zahlender Besucherinnen und Besucher auch ein Kostenfaktor. Da ist wohl in Sachen Quantität beim Kirchentag künftig etwas mehr „think middle" und nicht „think big" angezeigt. Geht auch.

Mit gewinnender Performance vorgetragen, aber inhaltlich polarisierend war die Nürnberger Abschlusspredigt von Pastor Quinton Ceasar aus dem ostfriesischen Wiesmoor. Der gebürtige Südafrikaner las seiner evangelischen Kirche deutlich die Leviten: Sie sei rassistisch und für viele kein sicherer Ort. Das sorgte im Nachgang für viel Kritik, und es gab auch hasserfüllte, rassistische Reaktionen. Deswegen gilt neben „Hurra, wir leben noch!" auch weiterhin: „Darüber müssen wir dringend reden". Leider.

Bischofs beim Eröffnungsgottesdienst geschmerzt habe. Auch die Frage, was der Kirchentag den teilnehmenden Städten hinterlassen könne, verlangt nach einer Antwort. Diese Themen begleiten den inneren Reformprozess. Und sie kündigen für den Herbst Veränderungen in der Grundkonzeption des Evangelischen Kirchentages an. Wobei man sich einig ist, so scheint es zumindest, dass die Gremienfragen rasch umgesetzt werden könnten, die Konzeption allerdings langfristiger zu behandeln sei.

Am Anfang die Gremien

Die Probe aufs Exempel macht der Kirchentagspräsident im Gespräch auf dem Roten Sofa der Kirchenpresse nahe der Messehalle 6. „Wer von Ihnen ist das erste Mal bei einem Kirchentag?", fragt er die zahlreich erschienenen Zuschauerinnen und Zuschauer. Vereinzelte Arme gehen in die Höhe, es sind kaum zwanzig Prozent. „Achtzig Prozent der Besucherinnen und Besucher sind alte Hasen", bestätigt er mit einem Augenzwinkern. Ein Kernproblem der evangelischen Laienbewegung wie auch der institutionalisierten Kirche, die Milieus sind eng. Wie also kann der Kirchentag neue Zielgruppen erreichen? Für das nächste Treffen in Hannover gibt de Maizière denn auch gleich ein Ziel von sechzig zu vierzig Prozent vor. Wie das gelingen soll, verrät er hier in diesen schönen Sonnentagen jedoch nicht. Da gibt es sicher jede Menge Diskussionsbedarf in Präsidium und Präsidialversammlung des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Er weiß auch, dass kirchliche Massenevents wie der Kirchentag nicht darüber hinwegtäuschen können, dass die Kirche viele Menschen in Deutschland nicht mehr erreicht. „Wir sind Event und geistige Tankstelle", formuliert er den Anspruch der evangelischen Laienbewegung, „und doch müssen wir uns verändern, uns auf den Weg machen." Wie das gelingen kann, soll schon der 39. Deutsche Evangelische Kirchentag vom 30. April bis 4. Mai in Hannover zeigen. Bleibt zu hoffen, dass ihn beherzte Helferinnen und Helfer in großer Zahl tragen werden.

KATHRIN JÜTTE

Mehr zum Nürnberger Kirchentag lesen Sie unter: www.zeitzeichen.net/node/10519.

Mehr Kooperation mit Pfingstlern

Gegen die Arroganz der schrumpfenden Kirchen des Abendlandes

ANNA LUTZ

Wenn die Evangelische Kirche nicht in der Bedeutungslosigkeit verschwinden will, muss sie von wachsenden Gemeinden lernen: den Pfingstlern zum Beispiel.

Die größte Pfingstgemeinde der Welt, die Yoido Full Gospel Church, hat rund 800 000 Mitglieder. Acht Gottesdienste bietet sie jeden Sonntag in Seoul an – für Einheimische, Expats, Teenies, kleine Kinder. Zehntausende drängen in die Versammlungen. Ein Hype. In Deutschland vermeldet der Bund freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP) zwar ein langsames, aber ebenfalls stetiges Wachstum. Die Gottesdienste am Sonntag sind vielerorts gut besucht.

Von dieser Begeisterung ist der volkskirchliche Protestantismus hierzulande, einst geistlicher Nabel der evangelischen Welt, weit entfernt. Allein im Jahr 2022 traten 380 000 aus. Ganze Landeskirchen zählen noch etwa so viele Mitglieder wie die Yoido Full Gospel Church an nur einem Standort. Weltweit gehören laut Deutscher Bischofskonferenz 615 Millionen einer Gemeinde pentekostaler Tradition an. Tendenz steigend. Zu den traditionellen evangelischen Volkskirchen zählen nur noch weniger als halb so viele.

Es wird Zeit, dass die Verantwortlichen mehr bewegen als Worte.

Statt sich darüber zu freuen, dass sich noch enthusiastisch auf protestantische Lehren berufen wird und sei es in einer der vielen Freikirchen, sind die öffentlichen Töne evangelischer Würdenträger meist zurückhaltend, des Öfteren kritisch, gelegentlich sogar aburteilend: Die evangelische Pfarrerin Kathrin Oxen meinte jüngst, einen „Verzicht auf Vernunft und intellektuelle Durchdringung“ innerhalb der weltweiten Pfingstbewegung auszumachen. In der Zeitung *Christ & Welt* erklärte sie: Eine kleine oder gar keine Kirche sei besser als so eine.

Dabei birgt die Pfingstbewegung eine Diversität, von der die Evangelische Kirche in Deutschland nur träumen kann. Während die Landeskirchen in ihren Sonntagsgottesdiensten eine sehr bestimmte, kirchlich gefestigte und eher ältere Klientel ansprechen, finden sich in Pfingstkirchen in Bezug auf Alter, soziale Schichtung oder Bildungsgrad unterschiedliche Besucher. Auch deshalb, weil die Gemeinden selbst so unterschiedlich aufgestellt sind.

Foto: Jian Chen

Denn theologisch sind Pfingstler schwer zu fassen, wie die EKD in einer Orientierungshilfe zur Pfingstbewegung selbst feststellte. Ob Frauen predigten oder nicht, Männer Männer lieben dürften, die Bibel irren könne oder der Glaube an Jesus heilsnotwendig sei: Die Antworten fielen je nach Gemeinde und Kultur unterschiedlich aus. Skepsis mag bei bestimmten Ausprägungen angebracht sein.

Die bisweilen zu vernehmende Pauschalkritik aus den Reihen der schrumpfenden Kirchen des Abendlandes aber wirkt eher angstgetrieben als fundiert.

Anstatt zu fragen, was die evangelische Kirche von der lebhaften Entwicklung in den Pfingstkirchen lernen könnte, beschränkt sich das Miteinander seit Jahrzehnten auf ein vorsichtiges Beäugen im Rahmen von Konferenzen und Schriften. Von Ergebnissen, die sich in der Breite auf das kirchliche Leben niederschlagen, sind die Christen weit entfernt.

Dabei tut Kooperation Not, nicht nur wegen des Mitgliederschwunds im gesamten globalen Norden. Die Liste entwidmeter Kirchen allein innerhalb etwa der Berliner Landeskirche ist beachtlich, nicht zu sprechen von der Zahl ungenutzter Räume. Zugleich suchen viele Freikirchen innerhalb der Stadt wegen wachsender Besucherzahlen nach Orten für Gottesdienste. Innerhalb der EKD bahnt sich ein Pfarrermangel an. Experten zufolge fehlen ab 2030 tausende Geistliche. Deshalb gibt es Angebote für Quereinsteiger, die kurze Studienzeit versprechen. Wer aber sogar Theologie studiert hat, etwa an einer der mittlerweile zahlreichen staatlich anerkannten privaten theologischen Hochschulen freikirchlicher Tradition, dessen Studium wird trotz Sprachkenntnissen und theologischen Wissens nicht akzeptiert. Wer Glück hat, kann einzelne Leistungen geltend machen, allerdings gibt es dafür kein einheitliches Prozedere. Der Übergang von Geistlichen aus einer freikirchlichen Denomination in eine Landeskirche scheint schlicht nicht vorgesehen zu sein. Ebenso ist es bei der Vokation, also der Zulassung für den Religionsunterricht an Schulen. Wer sein Studium außerhalb einer Kirche der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) absolviert hat, kommt beim Bekenntnisunterricht nicht hinters Lehrerpult.

Eine schrumpfende Kirche kann es sich nicht leisten, auf Gruppen zu verzichten, denen es gelingt, Menschen zu erreichen. Der BFP ist seit nunmehr zwölf Jahren Gast in der ACK. Die Orientierungshilfe der EKD ist acht Jahre alt. Gesprächsformate gibt es seit einer gefühlten Ewigkeit. Es wird Zeit, dass die Verantwortlichen mehr bewegen als Worte. Beide Seiten müssen sich auf Gemeinsamkeiten besinnen, Kräfte bündeln, und von den je anderen Traditionen lernen. Denn obwohl mancher die „kleine Kirche“ glorifizieren mag: Der biblische Auftrag an Christen, seien sie pfingstlich oder volkskirchlich geprägt, geht nicht nur von einer wachsenden Kirche aus. Er fordert auch das geschwisterliche Miteinander ein.

Anna Lutz lebt in Berlin, ist Redakteurin des christlichen Medienmagazins PRO und schreibt dort vor allem über die Themen Politik und Kirche.

Versuchung und Leid

Das Böse begleitet die Menschheit seit ihren Anfängen, und meistens ist es Beginn und Ausdruck von Leid für den Anderen und die eigene Person. Es ist theologisch, psychologisch, soziologisch, historisch und philosophisch nicht leicht zu packen. Hannah Arendts Satz von der „Banalität des Bösen“ ist ein Meilenstein im heutigen Denken über das Böse. Ein Ausflug in eine dunkle Welt.

Foto: akg/Heritage Images/Heritage Art

KLAAS HUIZING

Ein schädliches Umfeld

Schrecklich, aber attraktiv?
Die Ambivalenz des Bösen erkundet der Theologe Klaas Huizing.
Seite 26

CHRISTIAN SCHÄFER

Der defizitäre Mensch

Der Philosoph Christian Schäfer erklärt, wie Hannah Arendt unsere Sicht auf das Böse veränderte.
Seite 29

MICHAEL UTSCH

Das Böse im Kopf

Der Mensch ist gut und böse zugleich. Warum? Das erklärt der Psychologe Michael Utsch.
Seite 32

PAUL NOLTE

Auf der Suche

Das Erklärungsmuster „Das Böse“ meidet die Geschichtswissenschaft, analysiert der Historiker Paul Nolte.
Seite 35

INTERVIEW

„Für finstere Zwecke“

Gespräch mit dem Philosophen und Autoren Hanno Sauer über die moralische Evolution des Menschen.
Seite 38

Atmosphären des Bösen

Wie Theologie und Bibel sich den Themen Bosheit und Unglück nähern

KLAAS HUIZING

Die Antworten der Theologie und der Bibel bei der Frage nach Ursprung und Sinn des Bösen in der Welt sind komplex. Bei den Propheten etwa sind Bosheit und Unglück am ehesten eine innerweltlich wirkende Sphäre um den, der Böses tut. Sie bestimmt sein Schicksal. Was dies mit einer schwarzen britischen Killerserie und dem „Tun-Ergehen-Zusammenhang" zu tun hat, erläutert der Theologe und Schriftsteller Klaas Huizing.

Das ZDF schickt eine Warnung vorweg: Die einzelnen Folgen der Krimiserie sind nur in der Zeit zwischen 22 und 6 Uhr oder mit einer Altersverifikation über *Mein ZDF* abrufbar. Gemeint ist die Serie *Killing Eve*. Hauptfiguren sind eine veritable Serienkillerin und eine MI5-, später MI6-Agentin mit dem sinnfälligen Namen Eve, eine Profilerin, die in Mordfällen, die offenbar nichts miteinander zu tun haben, ein Muster entdeckt (Sandra Oh, berühmt seit *Grey's Anatomy*). Die Killerin Villanelle (Jodie Comer, deren Mimik ein Wunder an Eindruckskraft ist) wird gerne von ihren Jägern als Psychopathin abgestempelt, mit dem üblichen Kriterium: Poverty of Emotion. Villanelle (der Name bezeichnet eine Gedichtform im Frankreich des 16. Jahrhunderts) tritt auf als Inkarnation des radikal Bösen und ist zugleich unwiderstehlich: Sie stylt sich mit ihrem dreckigen Geld wie eine designsichere Coveranwärterin in einem Managerinnen-Magazin. Das Böse muss nicht hässlich sein. Die job description ist einfach, die Ausführungen schreien nach Sichtbarkeit. Sie will die Beste ihres Faches sein. Kampf um Anerkennung – auch hier.

Stark ist die Serie, weil Drehbuch und Regie es schaffen, statt Gut und Böse idealtypisch gegenüberzustellen, lustvoll mit vielen Schattierungen zu arbeiten. Mosaiksteinchen werden mit unaufdringlicher Geste eingestreut, um erahnen zu lassen, wie Villanelle zur Killerin wurde. Ihre Mutter, die sie ins Kinderheim abschob, hielt sie, so geht der Verteidigungs-Loop, als sie zur Rede gestellt wird, immer schon für böse. Große Schauspielkunst lässt erleben, wie Jägerin und Gejagte von den gegensätzlichen Atmosphären, die beide ausstrahlen, affektiv betroffen werden, wie Gesten triggern und eine toxische Beziehung entsteht, wie die wechselseitige Anziehung auch zu einer Vermischung der Atmosphären führt, wie auch die Jägerin (halbironisch) sich versichern muss, sie sei noch nicht vollkommen herzlos. Noch nicht!

Das können (leider nur) die Briten, eine solche Geschichte erzählen und für den Witz Raum lassen. Frage eines Kindes: Ist es schwer, böse zu sein? Antwort: Wenn du übst, nicht. Oder eine Lebenslehre aus dem Handbrevier des Bösen: wie effizient doch alles läuft, wenn man Menschen scheiße behandelt. Eine *amour fou* zwischen dem Guten und Bösen, die man so noch nicht gesehen hat. Die Dialoge und die Musik sind schlicht umwerfend. Und die Kamera lässt den Gesichtern alle Zeit, Blickduelle auszukosten. Die Staffeln erzeugen einen starken Sog und bieten viel Schauvergnügen. Es ergeht hiermit eine Triggerwarnung.

Mangelnde Sympathie

Was also ist das Böse? Erste Antwort: Gefühlsarmut, verstanden in der ganzen Bandbreite mangelnder Sympathie als Kraft des Mitfühlens, der Achtsamkeit, der Kontextsensibilität. Und dazu gehört

Tintoretto alias Jacopo Robusti 1518–1594. „Kain erschlägt Abel", 1550/53.

zugleich eine gescheiterte Bildungsgeschichte der Gefühle, nämlich die Tugend der Selbstbeherrschung für kooperative Wesen auszubilden. Selbstbeherrschung benötigt die Killerin nur, um ihre Morde kaltblütig und hoch präzise auszuführen, ohne gefasst zu werden. Kooperativ agiert sie nur im Blick auf ihren Führungsoffizier, der im Umgang mit ihr nicht angstfrei scheint. Eine Maschine ist sie freilich nicht, weil schließlich doch noch das Begehren und sogar ein Hauch von Liebe geweckt werden. Es bleibt freilich der Skandal, dass just sie ein Luxusleben führt, den Genuss zelebriert und angstfrei lebt. Gilt also doch nicht, wie im Alltag gerne behauptet, eine Kausalität des Sittlichen, die nur tugendhaftes Leben honoriert? Diese Frage ist sehr alt, und die Antworten, die die Tradition anbietet, zeigen einen Zuwachs an Einsicht und Lebensklugheit.

Das popkulturelle Spiel mit guten und bösen Atmosphären will ich aufnehmen und mich zunächst der Frage nach dem sittlich Bösen (traditionell: *malum morale*) zuwenden – neben dem physischen und dem metaphysischen Übel eine der drei Grundformen des Bösen, die Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner gleichermaßen berühmten wie berüchtigten Theodizee abhandelt. Es war ein Alttestamentler, Klaus Koch, der in den biblischen Texten eine Kausalität des Sittlichen entdeckte und in seinen zwei Büchern über die Propheten die hochkomplizierte Frage nach dem Guten und dem Bösen auf die Formulierung „Tun-Ergehen-Zusammenhang" oder „schicksalwirkende Tatsphäre" zuspitzte. Am Beispiel des Propheten Jeremia kann Klaus Koch, der als kleine Marotte statt ph grundsätzlich f schreibt, zeigen, dass das hebräische *ra'a'*, Bosheit und zugleich Unglück, für die Propheten nicht irgendeine „abstrakte Größe" meint, vielmehr „eine innerweltlich wirkende Sfäre um den jeweiligen Täter, die sein Schicksal konstituiert." Schicksal meint hier: Die Tat erzeugt einen Tun-Ergehen-Zusammenhang, der nicht zwingend sofort, aber mit schicksalhafter Konsequenz eintritt. Böses kann dank sphärischer Ansteckung kumulieren, dann entsteht eine unheilvolle Gesellschaft. Als movens des Bösen wird (häufig) Gier ausgemacht, die eine dichte „Unheilssfäre" erzeugt und in letzter Konsequenz zum Untergang führt. Untaten sind sowohl auf der horizontalen als auch auf der vertikalen Achse auszumachen: „Wer anderen Gottwesen (älohim) nachfolgt, tut sich selbst Böses, schafft eine Untathülle um sich, die eines Tages ausreift und sich über den Täter entleert." Nur wenn die Gemeinschaftstreue, also das höchste ethische Ziel und Auslöser „für jeden Guttat-Heilzusammenhang" in Kraft ist, stellt sich zugleich ein nicht korrumpiertes Gottesverhältnis ein. Falsch sind Propheten dann, wenn sie die Hörer und Hörerinnen in ihrem gemeinschaftswidrigen Verhalten (latent) bestätigen.

Böses kann dank sphärischer Ansteckung kumulieren.

Foto: akg-images

Die Kausalität im Sittlichen ist freilich nicht alles. Nach Koch muss die Fähigkeit, im Kampf mit bösen Atmosphären Gutes zu tun, stets neu ermöglicht werden. „Das geschieht durch Faktoren, die über die menschliche Eigentätigkeit hinausreichen. Hier waltet Kontingenz, die vom Grund der Geschichte selbst herrühren muss, also von Jahwä." Angewiesen ist der Mensch auf Wirkungsgrößen, mit denen JHWH indirekt die Fähigkeit zum Tun des Guten unterstützt. Als kontingent auftretende Wirkungsgrößen, die auf Unheilssphären reagieren, nennt Koch unter anderem den Geistwind (ruah), das wirkende Wort (dabar), den Zorn, er kann aber auch fremde Könige wie den Perserkönig Kyros der Große zu einem Lenker seiner Pläne machen, ist der es doch, der nach seinem Sieg über die Babylonier die in Babylon gefangenen Israeliten ziehen lässt.

Randvoll mit Hass

Wie selbstverständlich bedient Klaus Koch die sphärische Diktion. Der Alttestamentler Andreas Wagner hat die Stärken dieser Denkkultur, die Gefühle als mächtige Atmosphären deutet, präzise markiert. Im Alltag benutzen wir gerne die „Behältermetaphorik", reden etwa davon, wir seien randvoll mit Hass gefüllt. Erwartet wird, dass wir im Körpergefäß die Gefühle durch die Vernunft kontrollieren. Beheimatet ist die Behältermetaphorik in der griechischen Philosophie, im Alten Testament dagegen kaum auszumachen: „Gefühle erscheinen hier als etwas, das (von außen) über den Menschen kommt (Num 5,14: ‚und der Geist der Eifersucht kommt über ihn')." (Andreas Wagner) Weil die Gefühle als Atmosphären von außen andrängen, sind sie schwieriger zu kontrollieren, als wenn sie als inferiore Gefühle in einem Behälter gedeutet werden. Deshalb ist es umso wichtiger, die Vernunft als beurteilende Instanz (nicht als Autorität über die Emotionen im Innern) aufzurufen. Die

affektive Betroffenheit durch Gefühlsmächte, diese basale Passivität, muss beantwortet werden durch Selbstwirksamkeit, die eine Prüfung verlangt, ob diese Emotionen gemeinschaftsfähig sind, ob ich mich in der andrängenden Atmosphäre, oft verdichtet in einer Person, die zur spielerischen Identifizierung einlädt, einrichte und leben will. Nur so lässt sich von Verantwortung und – nach der Evaluation der Atmosphäre – von Umkehr oder Transformation sprechen, wenn also mir die leiblich gespürte Erfahrung eine neue Orientierung bietet und ich meine künftigen Handlungen in einen guten Tun-Ergehen-Zusammenhang einpflege.

Für mich ein Augenöffner. Diese von Klaus Koch beschriebene sphärische Gefühlskultur, der er im Alten Testament nachspürt, weist viele Schnittmengen mit der vom Kieler Philosophen Hermann Schmitz favorisierten und inzwischen viel diskutierten Gefühlstheorie auf. So findet eine avancierte Leibphänomenologie mit biblischem Denken zusammen. (Meines Wissens hat es keinen Austausch zwischen Klaus Koch und Hermann Schmitz gegeben.) In der Koch-Schule, namentlich bei einem seiner Meisterschüler, wird der Mensch prompt als „leibgebundenes Sozialwesen" (Bernd Janowski) bestimmt.

Der Tun-Ergehen-Zusammenhang ist freilich nicht nur bei den Propheten im Einsatz, sondern auch bei den Weisheitslehrern. Als Pädagogen sind Weisheitslehrer deutlich optimistischer als die Propheten (sonst kann man den Job eines Pädagogen, einer Pädagogin nicht jeden Schulalltag durchhalten), sie zielen konsequenter auf das

Menschen, die tugendgemäß agieren, leiden zuweilen sichtbar.

Gelingen einer individuellen Lebensführung im Kontext mit Anderen. Und die Weisheitslehrer verarbeiten die in jeder Hinsicht aufregenden lebensweltlichen Erfahrungen, dass nämlich Menschen, die sich oft sogar sichtbar böse verhalten, offenbar lustvoll leben und damit auf Andere anziehend wirken; und ebenso aufregend: Menschen, die tugendgemäß agieren, leiden zuweilen sichtbar. Auf diesen Skandal hat das Buch Hiob in weisheitlicher Manier versucht, eine Antwort zu finden. Die Kausalität des Sittlichen wird in einer entscheidenden Frage in die Schranke gewiesen, ohne aber ihre Bedeutung und damit die Bedeutung des Tun-Ergehen-Zusammenhangs ganz preiszugeben. Die Kausalitätsverweigerungspoesie des Textes, eine Komödie von Format, deutet das Leiden nicht länger als Strafe Gottes, eine Deutung, die im sittlichen Kontext immer mitlief. Das physische Leiden (malum physicum, auch natürliche Übel wie etwa Erdbeben) wird jetzt freigegeben, um es wissenschaftlich – heute: medizinisch, pharmazeutisch, therapeutisch, geologisch, meteorologisch et cetera – zu bearbeiten. Damit ist der Skandal des Leidens des Gerechten nicht vollständig aus der Welt, aber diese Erfahrung und ihre Bearbeitung dürfte die Weisheitstheologie zu einem entscheidenden Twist bewogen haben, nämlich die Eschatologie und damit die Fragen nach Auferstehung und Unsterblichkeit, die für die frühe Weisheitstheologie kein Thema war, aufzunehmen.

Weisheitstheologie ist in einem pointierten Sinne Präventivwissenschaft, die dafür schult, Folgen von Handlungen besser in den Blick zu bringen, um Krisensituationen vorzubeugen, sprich: um Menschen krisenfester zu machen. Ich deute diesen Blickwechsel auch als Arbeit am malum metaphysicum, dass wir nämlich als endliche Wesen Folgen von Handlungen nicht komplett überblicken, aber in dieser Frage durchaus klüger werden können. Klaus Koch fragt: „Darf aber das Böse, wohlverstanden nicht allein das sittliche, sondern auch das natürliche Übel einzig menschlicher Verantwortung aufgebürdet werden? Läßt sich das Theodizee-Problem so einfach lösen?" Darüber darf man trefflich streiten. Ein neuer Blickwinkel ist es allemal, sofern man den Menschen, wie hier vorgeschlagen, als cooperator Dei deutet, der freilich darauf angewiesen bleibt, dass sich Kreativität einstellt, plötzlich Spielräume eröffnet werden und vielleicht auch ‚maßgebende Menschen' (Karl Jaspers) erneut ein liebendes und friedliches Lebensgefühl einleiben, das das eigene Selbstbild hinterfragt und neue Orientierung bietet.

Ein weitsichtiger Umgang

Wie gesehen: Der weitsichtige Umgang mit (auch anziehend) bösen Atmosphären lässt sich gegenwartsfähig sogar in Killerserien einüben – im sicheren Abstand vor dem iPad. Als Empfehlung an eine Nachwuchskraft in diesem Gewerbe wird von einer Ausbilderin ausgegeben, die Gefühle wie Scham und Schuld nicht an sich heranzulassen, bitteschön. Poverty of emotion also. Die Schlussszene der vierten und letzten Staffel ist eindrucksvoll, spielt unter Wasser und inszeniert ein starkes Bild: Die angeschossene und sterbende Villanelle, die inzwischen auf der richtigen Seite arbeitet, und die Jägerin – beide sind inzwischen ein Paar – versuchen sich zu erreichen. Die von Michelangelo angedeutete Berührungsgeste zwischen Gott und Adam auf dem berühmten Fresko in der Sixtinischen Kapelle wird nachgespielt, aber hier kommt es nicht zu einer Berührung, sondern beide driften, die eine sterbend, voneinander weg. Und der Tun-Ergehen-Zusammenhang greift schließlich doch. Zumindest manchmal.

Coda: Zu den ingeniös verschwenderischen Büchern zählen die vom Alttestamentler Klaus Koch geschriebenen Klassiker zum Thema Prophet – leider veröffentlicht in knauserigen Urban-Taschenbüchern, enggedruckte Bleiwüsten und zugleich schwäbisch sparsam verleimt. Allenfalls eine behutsame einmalige Lektüre erlauben die Bücher, denn zieht man sie nach Jahren wieder aus dem Regal, bricht sofort deren Rückgrat und sie müssen nach der neuerlichen Lektüre mit Weckglas-Gummis zusammengehalten werden. Schätze in sehr irdischen Gefäßen.

LITERATUR

Klaus Koch: Die Profeten I. Assyrische Zeit, 1978.
Klaus Koch: Die Profeten II. Babylonisch-persische Zeit, 1980.

Andreas Wagner: Mensch (AT), in WiBiLex, *https://bibelwissenschaft.de/Stichwort/26893.*
Andreas Wagner: Emotionen, Gefühle und Sprache im Alten Testament. Drei Studien, 2006.

Bernd Janowski: Anthropologie des Alten Testaments. Grundfragen – Kontexte – Themenfelder, 2019.

LEKTÜRETIPP

Helmut Lethen: Der Sommer des Großinquisitors. Über die Faszination des Bösen, 2022.

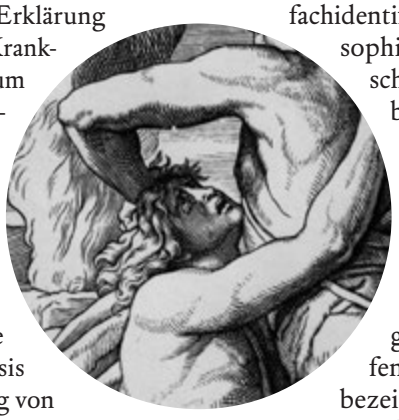
Die Schrecken des Banalen

Hannah Arendt verstand das Böse neu. Und verhalf so der Philosophie zu tiefer Erkenntnis

CHRISTIAN SCHÄFER

Nachdem die Philosophin Hannah Arendt den NS-Massenmörder Adolf Eichmann vor Gericht in Jerusalem erlebt hatte, formulierte sie 1963 die These, man könne an Verbrechern wie diesem Bürokraten sehen: Das extreme Böse sei weder etwas Tiefes oder Tragisches noch etwas Bemerkenswertes und Faszinierendes. Vielmehr sei das Böse in seiner äußersten Form eigentlich banal. Wie Arendt mit dieser These der Philosophie neue Türen öffnete, erklärt Christian Schäfer, Professor für Philosophie an der Universität Bamberg.

Wie die meisten philosophischen Theoriefelder unterliegt auch die Beschäftigung mit dem Bösen ständigen Präferenzenwechseln. Die Berliner Philosophin Susan Neiman hat vor einigen Jahren in einer vielbeachteten Wortmeldung zwei davon anschaulich an Ortsnamen zu binden versucht: Lissabon und Auschwitz. Das gewaltige Erdbeben, das im Jahr 1755 Lissabon zerstörte und seine Bevölkerung dezimierte, ließ, so Neiman, die davon tief beeindruckte und fassungslos zurückgelassene Schulphilosophie deprimiert vom Vorhaben einer Erklärung physischer Übel wie Naturkatastrophen oder Krankheiten abrücken. Es sollte fürderhin nur noch um die aus menschlicher Warte erreichbare Erklärung des Erklärbaren gehen, nämlich des moralischen, eben menschengemachten und daher dem Menschen einsehbaren Bösen. Doch die Illusion, wenigstens dieses vernünftig aufklären zu können, habe mit Todesfabriken wie Auschwitz ihr Ende gefunden: Nach Neimans virtuos vorgetragener These sei also die der philosophischen Disziplin als Konsensbasis dienende normalwissenschaftliche Auffassung von einer Einheitstheorie, die (wie noch bei Leibniz) physische und moralische Übel gleichermaßen angehen ließ, seit dem 18. Jahrhundert verloren gegeben worden. Das Projekt Kants und seiner Nachfolger wiederum, das Thema des Bösen auf die transzendentale Untersuchung des moralischen Bösen im Rahmen des Problems menschlicher Freiheit zu beschränken, musste seit den Schrecken des 20. Jahrhunderts, wie sie von Auschwitz emblematisiert werden, als undurchführbar angesehen werden. Nicht ganz zu Unrecht sieht Neiman seither einen neuen „negativen" Konsens der verwirrten Kapitulation und hochkompetenten Ratlosigkeit in der Philosophie. Einen normalwissenschaftlichen Zustand gebe es nicht mehr, und es wird noch nicht einmal das Problem diskutiert oder die Hoffnung geäußert, dass dieser wohl wiedergefunden werden müsse.



Interpretationen wie die Neimans zeigen am Beispiel der Frage nach dem Bösen recht gut, wie und warum bestimmte vorgefasst konsensuale Einstellungen in der Philosophie von Interessenslagen, historischen Konstellationen und konkreten Befürchtungen bedingt und dann zum charakteristischen Standpunkt ganzer Epochen der Philosophie erhoben werden können – oder eben Epochen der Orientierungslosigkeit bezüglich bestimmter Grundfragen einläuten können. Und so haben die letztvergangenen Jahrzehnte zwar eine beträchtliche Anzahl von genialen philosophischen Einlassungen und Aphorismen zum Thema des Bösen hervorgebracht, ja, das Thema wird in zu erwartender Eintönigkeit angesichts von Terrorgeschehen, Kriegen und Massakern nachgerade zur Obsession der Veröffentlichungslandschaft – doch gleichzeitig gerät die Beschäftigung der Philosophie mit dem Bösen immer mehr ins Stocken und entwickelt sich zusehends zu einer Art Peinlichkeit des Denkens. Daher womöglich all das Aphorismenhafte und Obsessionale.

Der Grund für diese Misere liegt unter anderem darin zu glauben, der Philosophie gehe – durch historische Gegebenheiten, Konsensverluste, Interessenslagen oder was auch immer – tatsächlich etwas verloren, weil es irgendwann als schlechterdings überholt zu gelten habe. Eine der besonderen fachidentifizierenden Vorgehensweisen, die der Philosophie im Vergleich mit vielen anderen Wissenschaften eignet, ist jedoch gerade die der Rückbesinnung. Diese Vorgehensweise geht Hand in Hand mit der philosophiegeschichtlichen Erfahrung, dass im Bereich grundlegender Wirklichkeitsdeutungen nichts als via facti überholt und mittlerweile wertlos angesehen werden kann. Er würde doch ständig nur das Gleiche vorbringen, lässt Platon einen avantgardistischen Sophisten dem Sokrates vorwerfen, und der Philosoph verteidigt sein Geschäft bezeichnenderweise mit dem provokanten Hinweis: Nicht nur ständig das Gleiche, sondern ständig das Gleiche über das Gleiche – statt jedes Mal etwas Anderes vorzubringen und zu glauben, es gehe dann nicht mehr über das Gleiche, sondern über etwas ganz Neues.

Selbstbescheidung der Philosophie

Eine der wenigen bedenkenswerten philosophischen Theorien nach Auschwitz bezüglich des Bösen hat Hannah Arendt vorgelegt, und ihre Theorie kann als Schaustück solch einer methodischen Rückbesinnung, eines erneut und unbeirrt das Gleiche zur Sprache Bringens, gewertet werden. Um in Neimans Raster zu bleiben: Die Selbstbescheidung der Philosophie vor Auschwitz greift Arendt unbeirrt durch ihre Konzentration auf das menschliche Böse auf; und auf die Grundlagen vor Lissabon geht sie insofern zurück, als

sie erneut das Böse als etwas primär Defizientes auffasst, nicht als etwas Effizientes, machtvoll Wirksames – also auf eine Defizienz- oder Privationstheorie des Bösen, wie sie in Leibniz ihren letzten großen Vertreter hatte. Dabei lassen sich in Arendts Theorie Kant, Sokrates und Auschwitz als Motive der Rückbesinnung durchaus wiederfinden. Und nicht nur sie.

Eine Gedankenlosigkeit

Im Jahr 1961 hatte Arendt als Berichterstatterin für *The New Yorker* dem Prozess gegen Adolf Eichmann, den ehemaligen Leiter des für die Durchführung der Vertreibung und Deportation der Juden zuständigen Referats des NS-Reichssicherheitshauptamtes, beigewohnt. In ihrem Buch *Eichmann in Jerusalem* unterbreitete sie 1963 die These, man könne an Verbrechern wie Eichmann ersehen, das extreme Böse sei weder etwas Tiefes oder Tragisches noch auch etwas Bemerkenswertes und Faszinierendes, es sei auch nichts Radikales und dem Menschen als damokleischer Hang Innewohnendes, wie Kant das gewollt und seither eine lange Reihe von Philosophen es wiederholt hatten. Vielmehr sei das Böse in seiner äußersten Form eigentlich banal, es entspringe im Grunde einer Gedankenlosigkeit und Vergessenheit, die den Menschen zu Schlimmerem verleite als bewusstes Wollen und gezieltes Handeln. Wiederum zwei Jahre später führte Arendt diese Ansicht in einer Vortragsreihe mit dem Titel *Some Questions on Moral Philosophy* (Deutsch erschienen als *Über das Böse*) näher aus. Den lautstarken Einwänden, die ihr vorwarfen, sie verharmlose das Böse durch die Loslösung vom Willen, von der Absicht und vom Motivationszusammenhang, entgegnete sie dabei durch eine geduldige Erklärung, die von Platons *Gorgias* ausgeht und von der gegenintuitiven These, die Sokrates dort äußert: Unrecht zu tun, sei schlimmer als Unrecht zu leiden. Arendt plädiert für die Überzeugungskraft dieses zunächst einmal unplausibel erscheinenden Gedankens, den sie so ausdeutet: Wer auch immer Übles tut, ist – und das ist das Schlimme – „dazu verdammt, in unerträglicher Intimität mit einem Übeltäter zusammenzuleben". Der Mensch, so Arendt in ihren Vorträgen weiter, ist nämlich „Zwei in Einem", ein Wesen im fortwährenden Dialog mit sich selbst. Dass er von sich selbst geistig zurücktreten und sich gleichsam wie einen anderen betrachten und in Frage stellen kann, ist sogar die Grundlage dafür, dass wir Menschen als moralische Wesen ansehen: Jedes personale Miteinander wurzelt in diesem innerpersonalen Gegenüber des Menschen mit sich selbst. Und in der Tat greift Arendt hier einen Gedanken auf, der in Platons Schriften häufig wiederkehrt: Moral hat darin ihre Grundlage, dass der Mensch sich von sich selbst im Geiste distanzieren kann und sich wie ein Gegenüber ins Auge zu fassen und nach den Motiven für sein Handeln zu befragen vermag – als sei er ein anderer und doch gleichzeitig unvergessen immer er selbst. Als „Zwei in Einem" schläft der Mörder also jede Nacht mit einem Mörder im selben Bett, so Arendt veranschaulichend, der Giftmischer nimmt jede Mahlzeit mit einem Giftmischer ein, der Betrüger verbringt sein ganzes Leben mit einem Betrüger, und welcher Mensch wäre wachen Geistes von solchen schlimmen Aussichten nicht abgestoßen?

Moral hat darin ihre Grundlage, dass der Mensch sich von sich selbst im Geiste distanzieren kann.

Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1874): „Der Brudermord", Holzschnittfolge, 1860.

Was das extreme Böse ausmacht und im Grunde bedingt, ist nach Arendt die eher langweilige Aufgabe dieser Zwei-in-Einem-Struktur, es ist das keineswegs furchtbare oder abgründige, sondern vollkommen reizlose Unvermögen, mit sich selbst in diesen Dialog treten und sich selbst als Gegenüber wahrnehmen zu können. Das Böse manifestiert eine geistige Eindimensionalität, die schlicht und banal verhindert, auf sich selbst blicken zu können und sich dann zu fragen, ob man damit einverstanden sein kann, dieser Mensch, den man da vor sich sieht, zu sein. Wie Sokrates plädiert Arendt hier akzentuiert intellektualistisch und setzt sich damit von der ethischen Tradition der Zeit seit Neimans Lissabon-Epochenschwelle ab. Es geht Arendt nicht darum, ob man so oder so handeln will oder dieser oder jener Mensch sein möchte, es geht um einen Akt der vernünftig betrachtenden Zustimmung, der anstelle von Absicht und Willen eher ein Können setzt: Sie habe bei denen, die sich heldenhaft

Foto: akg-images

gegen den Totalitarismus gestellt haben, nie den Satz gehört, es sei geschehen, weil sie sich so verhalten wollten, bemerkt Arendt an anderer Stelle einmal, wohl aber häufig die Bemerkung, sie hätten eben nicht anders gekonnt, das heißt, sie hätten sich selbst nicht anders zu akzeptieren vermocht.

Der schlimmste Übeltäter, für den in Arendts Ausführungen Eichmann herhält, hat diese Selbstbeziehung, diese Fähigkeit, „Zwei in Einem" zu sein, nach Arendts Darstellung nicht, er hat sie aufgegeben oder nie gesucht, und er gilt ihr daher genau betrachtet auch nicht als „richtiger" Mensch. Das Böse fußt in der schlimmsten seiner Formen auf einer Selbstvergessenheit, der Mensch versäumt sein geistiges Potenzial, sein eigenes Gegenüber zu sein. (Volker Gerhardt hat einmal dieses Potenzial in einer Studie zur moralischen Dimension von Öffentlichkeit anhand von Kants Besinnungsaufruf „publice age!" psychologisch zu plausibilisieren versucht: Handle so, als sei dein Handeln öffentlich betrachtbar, denke daran, wie du dächtest, wenn du andere so handeln sähest, wie du dich jetzt anschickst zu handeln, und lege diese Vorstellung deinem Handeln zugrunde.)

In diesem Sinne also ist das Böse nach Arendt banal, und nicht tief, tragisch oder staunenswert kraftvoll. Das Böse ist die Manifestationsform von Verlassenheit als einer eindimensionalen, von sich selbst entkoppelten Grundbefindlichkeit – als „innerer Leere", wie Arendt in gesuchtem Kontrast zur „Einsamkeit" in dem Sinne, den sie bei dem mittelalterlichen Denker Meister Eckhart liest und ausdeutet, sagt: „Einsamkeit bedeutet, daß ich, obwohl allein, mit jemandem (das heißt, mir selbst) zusammen bin. Sie bedeutet, daß ich Zwei-in-Einem bin, wohingegen Verlassenheit und Isoliertheit diese Art von Schisma, diese innere Zweiheit, in der ich mir selbst Fragen stellen und von mir Antworten erhalten kann, nicht kennen." Zwei in Einem zu sein, hat bei Arendt somit nichts Schizophrenes an sich, wie man angesichts des Ausdrucks „Schisma", den sie hier wählt, vielleicht schnell bei der Hand wäre zu vermuten. Im Gegenteil: Erst das Verfehlen eines Dialogs mit sich selbst als Gegenüber führt eine fatale Spaltung herbei. Der Riss geht durchs eigene Ich. Das Einstellen des Dialogs mit sich selbst entgrenzt die Handlungen, weil man sich selbst aus dem Blick verliert. Nach Arendt ist dadurch die Auflösung der Persönlichkeit unmittelbar bedingt, und zwar die der moralischen Persönlichkeit. Vielleicht sollte man Arendts Hinweis, Menschen wie Eichmann seien gar keine „richtigen" Menschen, kein „jemand" mehr, auch so verstehen, um allzu naheliegenden Missverständnissen vorzubeugen: als Hinweis auf das völlige Aussetzen der moralischen Persönlichkeit.

Keine schaurige Faszination

Arendt setzt sich mit dem Vorschlag, das Böse als im Grunde banal aufzufassen, bewusst von solchen philosophischen Theorien des Bösen ab, die dem Bösen eine schaurige Faszination zusprechen oder es um des philosophischen Verständnisses willen relativieren; dazu brauche man, so mahnt sie, nur „an Spinoza zu denken, für den das, was wir das Böse nennen, nichts anderes ist als ein Aspekt, unter dem die fraglose Güte von allem, was ist, dem menschlichen Auge erscheint, oder an Hegel, für den das Negative die mächtige Kraft ist, die die Dialektik des Werdens antreibt, und in dessen Philosophie die Übeltäter – weit entfernt davon, das Unkraut im Weizenfeld zu sein – sogar als dessen Dünger erscheinen." Arendts Interpretation macht dem Bösen keine derartigen Komplimente, und man muss ja tatsächlich achtgeben, dass Theorien über das Böse nicht selbst zu etwas Bösem werden. Das Böse ist banal, weil es den Menschen nicht nur aus der Gemeinschaft mit anderen, sondern auch mit sich selbst löst. Es zeigt den Menschen als Fehlstelle an. Es ist im Grunde eine Defizienz, wie das die alten Privationstheorien des Bösen ganz ähnlich besagten, und es wäre ein Fehler, dem Bösen die Ehre einer tiefgründigeren metaphysischen oder gehaltvolleren psychologischen Theorie zu erweisen. Die Schrecken und Gefahren des Bösen zeigen sich dann gerade in seiner Banalität: Im Potenzial des Mediokren, Geistlosen und Tagtäglichen, Furchtbares zu zeitigen. Das, was jedem von uns zuzutrauen wäre: Unverstand, Mangel an menschlichem Umgangsvermögen mit sich selbst und anderen, Unbedachtheit und ein Fehlen an Mut oder Sorgfalt, sich prüfend auf sich selbst einzulassen, reichen zur Erklärung des moralisch Unfassbaren aus. So jedenfalls Arendt.

Gibt es böse Menschen?

Das Böse aus psychologischer Sicht. Und eine Hilfe des Christentums

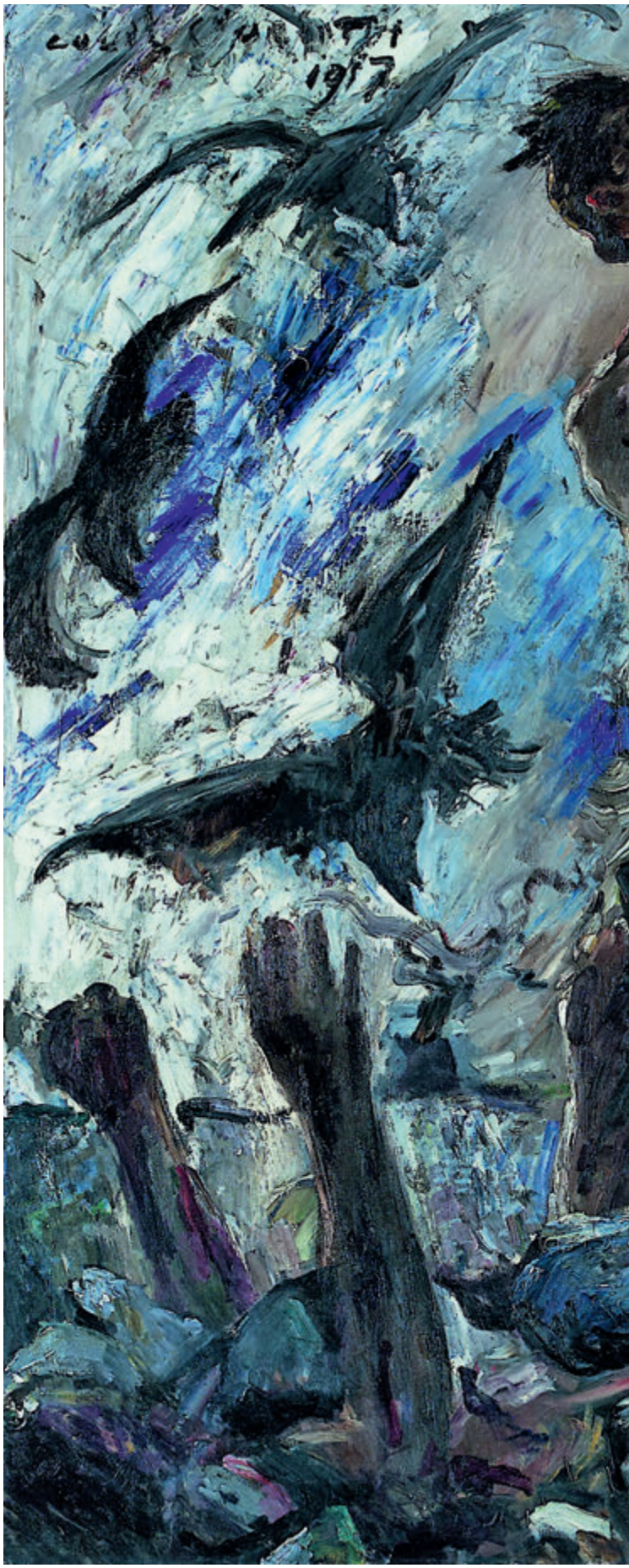
MICHAEL UTSCH

Die Psychologie hat in der Regel ein recht positives Bild vom Menschen. Sie schaut auf seine Potenziale und Wachstumsmöglichkeiten. Von Natur aus wird der Mensch als gut betrachtet und dazu ausgestattet, sein Leben zu bewältigen. Doch diese Ansätze einer positiven Psychologie bedürfen der Korrektur und Ergänzungen – auch der theologischen. Worin sie liegen könnten, beschreibt der Psychologe, Psychotherapeut und Religionspsychologe Michael Utsch.

Immer wieder gab es Versuche, das Verstörende menschlicher Aggression und Destruktivität psychologisch zu verstehen und zu erklären. Könnte unser Miteinander nicht friedlicher und wohlwollender verlaufen? Woher kommen Neid, Eifersucht, Missgunst und Streitsucht? Ist es naiv zu erwarten, auf einen wohlwollenden Blick ein freundliches Lächeln zurückzubekommen und keine feindselig-verschlossene Grimasse? Was weiß die Psychologie über die Wurzeln des Bösen, und wie begegnet man destruktiven Anteilen?

Wir Menschen fühlen uns wohler, wenn wir von einer gerechten Welt ausgehen, obwohl das unserer Erfahrung und unserem Wissen widerspricht. Ein tief verwurzelter „Gerechte-Welt-Glaube" lässt sich kulturübergreifend feststellen und gründet auf der generalisierten Erwartung, dass Menschen im Leben dasjenige bekommen, was sie verdienen. Als natürliches Grundbedürfnis wird davon ausgegangen, dass Menschen ihre Welt als geordnet und vorhersagbar erleben wollen. Dieses Streben ist Bestandteil eines übergeordneten Bedürfnisses nach Kontrolle. Ungerecht erscheinendes Leiden anderer bedroht den Gerechte-Welt-Glauben. Dadurch werden Versuche unternommen, den Gerechte-Welt-Glauben wiederherzustellen. Diese Wiederherstellung kann auf zwei unterschiedlichen Wegen geschehen: Einerseits besteht die Möglichkeit, das Leiden des Opfers zu verringern – hauptsächlich durch prosoziales Verhalten. Die andere Möglichkeit besteht darin, das Opfer abzuwerten, zum Beispiel durch Zuschreibung von Schuld.

Das Kind lernt, dass „gutes" Verhalten belohnt und „böses" Verhalten bestraft wird.



Lovis Corinth (1858–1925): „Kain", 1917. Öl auf Leinwand, Museum Kunstpalast, Düsseldorf.

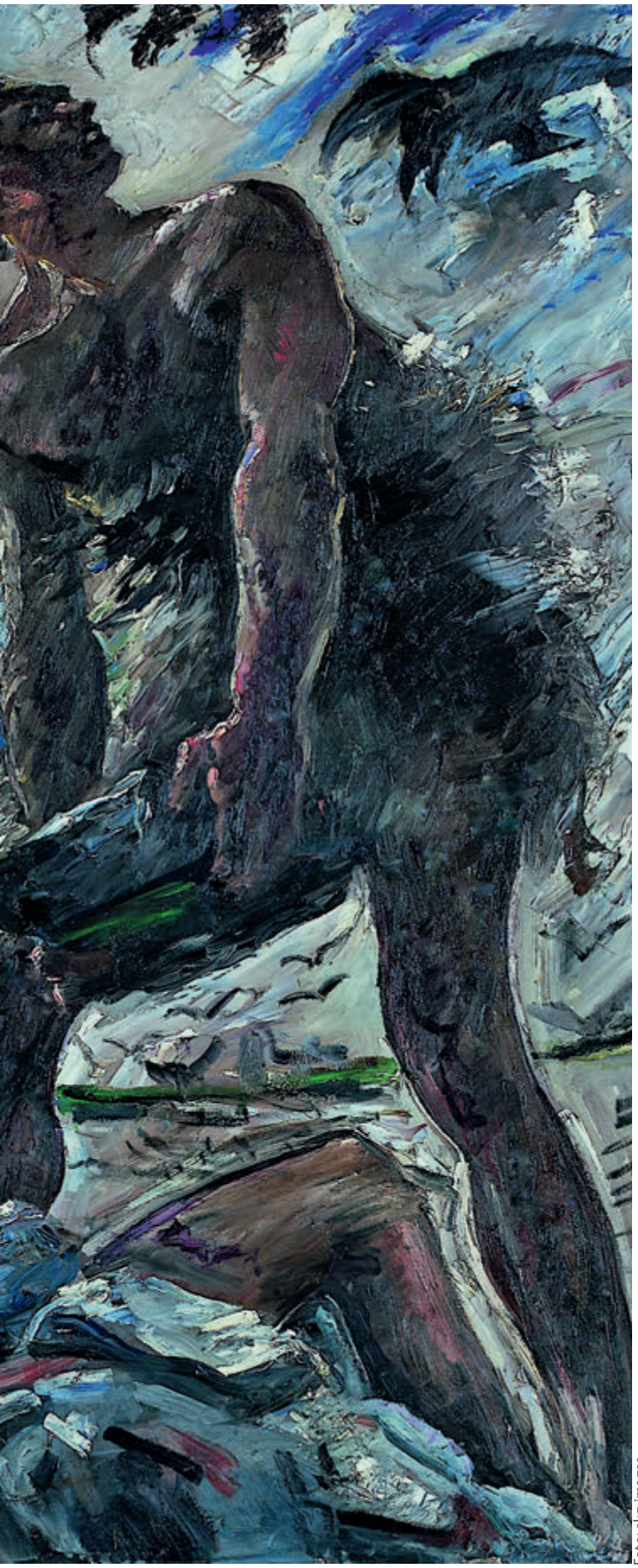


Foto: akg-images

Der Gerechte-Welt-Glaube beruht auf frühen Erfahrungen in der Sozialisation. Das Kind lernt, dass „gutes" Verhalten belohnt und „böses" Verhalten bestraft wird. Das hat zur Folge, dass das Kind vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip übergeht. Damit sind die Voraussetzungen geschaffen, um Belohnungsaufschübe zur Erreichung eines Ziels einzuplanen. Unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs stellte Sigmund Freud Eros und Thanatos, den Lebens- und den Todestrieb, als verbindende beziehungsweise aggressiv-zerstörerische Urtriebe einander gegenüber. Der für jede Gemeinschaftsbildung erforderliche Triebverzicht führe zu einem Aggressionsstau, der sich schließlich in selbst- oder fremd-zerstörerischen Aktionen entlade. Besonders der Krieg lasse „den Urmenschen in uns" wieder zum Vorschein kommen. Aus evolutionsbiologischer Sicht vertrat Konrad Lorenz die ähnliche Auffassung, dass die negativen Auswirkungen der menschlichen Aggressionstriebe darauf beruhen, dass durch die Selektion dem Menschen in grauer Vorzeit ein hohes Maß an Aggressivität zugefallen sei, das in der heutigen Gesellschaftsordnung nicht mehr angemessen abgebaut werden könne.

Umwelteinflüsse sollen verantwortlich für destruktives Verhalten sein.

Biologische Erklärungen

Biologische Erklärungen des Bösen liefert die gegenwärtige Neurobiologie. Aus ihrer Sicht liegen destruktiven Handlungsbereitschaften bei Gewalttätern angeborene oder erworbene neurobiologische Defekte zugrunde, wie etwa niedrige Serotonin-Spiegel in Arealen des Frontalhirns oder die mangelnde Hemmung aggressiver Impulse aus dem limbischen System. Der These einer angeborenen Destruktivität widerspricht jedoch die aktuelle Emotionsforschung. Studien aus diesem Bereich haben beim Menschen ein biologisch gesteuertes, hochdifferenziertes System sozialen Verstehens festgestellt. Es umfasst zunächst die von Geburt an ausgeprägte Tendenz der Nachahmung von Artgenossen sowie die feinfühlige Affektabstimmung in der Mutter-Kind-Beziehung. Auf dieser Basis entwickelt sich wie bei keiner anderen Gattung die Fähigkeit des Mit- und Einfühlens. Ein eigens dafür zuständiges neuronales System wird unter dem Namen der „Spiegelneuronen" intensiv diskutiert. Dieses junge Konzept unterstützt Hypothesen des sozialen Lernens, wonach Umwelteinflüsse verantwortlich für aggressives und destruktives Verhalten sind. Auch aus sozialpsychologischer Perspektive hat Philip Zimbardo die Macht der Umstände und Sozialisationsbedingungen als Ursache destruktiven Verhaltens beschrieben. In dem berühmt gewordenen Stanford-Gefängnis-Experiment wurden Studenten in die Rolle des Wärters beziehungsweise der Gefängnisinsassen eingewiesen. Durch autoritäre Anordnungen des Versuchsleiters wurden die „Wärter" zunehmend brutaler und aggressiver, so dass das Experiment abgebrochen werden musste.

Verletztes Selbstwertgefühl

Warum brechen Menschen allgemein verbindliche Normen? Die meisten Verbrechen lassen sich nach Meinung des amerikanischen Psychologen Roy Baumeister mit vier Gründen erklären. Wenn wie bei einem Diebstahl Böses als Mittel zum Zweck dient,

wenn man sich im Besitz der Wahrheit wähnt und einer Ideologie oder einem fundamentalistischen Glauben folgt, der jede andere Meinung als falsch und böse abwertet, oder wenn verletztes Selbstwertgefühl in Wut und Hass umschlägt. Bei wenigen Menschen kann solches Verhalten zu einer Gewohnheit des Sadismus führen.

Psychologische Gründe für das Böse gibt es also nach Baumeister mehr als genug. Wie kommt es dann, dass Menschen sich die meiste Zeit halbwegs moralisch verhalten? Baumeister geht davon aus, dass Menschen über die Fähigkeit zur Selbstkontrolle verfügen. Sie hindern sich selbst daran, unmoralischen Impulsen und Wünschen nachzugeben. Sie hören auf die Stimme ihres Gewissens und folgen dem guten Gefühl, sich besser moralisch zu verhalten. Schuldgefühle übernehmen hier eine wichtige Funktion. Sie können nach Baumeister der Gesellschaft nützen, auch wenn es nicht angenehm für den Einzelnen ist, sich schuldig zu fühlen. Menschen ohne Schuldgefühle begehen jedoch eher Gewalttaten. Ein anderer Schutz vor dem Bösen ist das Mitgefühl. Moralische Gefühle halten Menschen von Untaten ab, nicht jedoch moralische Überzeugungen.

Schuldgefühle können der Gesellschaft nützen, auch wenn es nicht angenehm für den Einzelnen ist.

Die Chance der Wahl

Aus Sicht anthropologischer Psychiatrie begründet Thomas Fuchs die Möglichkeit menschlicher Destruktivität mit der menschlichen Wahlfreiheit. Durch das Bewusstsein seiner selbst habe der Mensch die Instinktgebundenheit verloren, die die tierische Existenz kennzeichnet. Damit öffne sich der Raum der Phantasie mit ihren potenziell unbegrenzten, maßlosen Wünschen, verbunden mit einem Kampf um Anerkennung durch die anderen, eine grundlegende Labilität des Selbstwerts und das narzisstische Streben nach Erfolg, Ehre und Macht, um so den chronischen Selbstwertmangel und die empfundene eigene Nichtigkeit zu kompensieren.

Böses Verhalten ist auch geschlechtsspezifisch. Der stimulierende Einfluss von Testosteron auf die Gewaltbereitschaft bei Männern ist seit längerem bekannt. Gemütsarmes, rücksichtsloses und kaltblütiges Gewaltverhalten findet sich bei Männern dreimal häufiger als bei Frauen. Über vier Fünftel aller körperlichen Gewalttaten werden von Männern begangen, während Frauen indirekte, verdeckte Aggressionen in Form von Intrigen und Denunziationen bevorzugen.

Sünder oder Gestalter?

Gibt es böse Menschen? Der Streit über die Sündhaftigkeit des Menschen hat den Graben zwischen den beiden verfeindeten Geschwistern Theologie und Psychologie vertieft. Überspitzt formuliert: Ein zentraler Streitpunkt kreist um die Einschätzung und den Umgang mit dem Bösen, mit Fehlern und der Schuld. In der Theologie schwingt sofort die Erbsündenlehre mit. Dort wird der Mensch als von Grunde auf böse und erlösungsbedürftig angesehen. Wenn irgendetwas Schlechtes passiert, ist der Mensch selbst schuld. Moralisches Verhalten belohnt Gott, Unmoral wird bestraft. Dagegen vertritt die Psychologie in der Regel ein gänzlich anderes Bild vom Menschen. Sie schaut auf seine Potenziale und die Wachstumsmöglichkeiten, und es werden die Fähigkeiten zur Selbstentfaltung betont. Von Natur aus wird der Mensch als gut betrachtet und dazu ausgestattet, sein Leben zu bewältigen. Allerdings bedürfen die modischen Ansätze einer Positiven Psychologie wegen ihres einseitigen Fortschrittsoptimismus, der Ich-Zentriertheit und dem Verleugnen der menschlichen Destruktivität der Korrektur und Ergänzungen – auch der theologischen.

Anders als die Theologie hat die Psychologie keinen Begriff von „Sünde“ als ein Fehlverhalten, das in die Gottesferne führt. Obwohl die Gottesnähe als eine kindliche Wunschvorstellung abgelehnt wird, wird moralisches Verhalten psychologisch wertvoll eingeschätzt, weil dadurch der Gemeinsinn und Zusammenhalt gestärkt werden. Die Moralentwicklung zählt zu einem konstitutiven Bestandteil der Identitätsbildung. Dabei achtet die Psychologie penibel darauf, die Entwicklungsziele und Wertvorstellungen weltanschaulich möglichst neutral und offen zu halten, um ungelöste Streitigkeiten über das Menschenbild nicht wieder anzufachen.

An Fehlhaltungen arbeiten

Die Frage nach den Wurzeln des Bösen lässt sich psychologisch nicht beantworten. Allerdings gibt es etliche empirische Studien, die das theologische Grundwissen von den Todsünden psychologisch belegen. „Sünde“ wird in diesen Studien nicht moralisch bewertet, sondern kognitiv als Irrtum und falsches Denken beschrieben und entspricht damit einer Wurzelsünde. Das Konzept der Wurzelsünde entstammt der mittelalterlichen Tugendlehre und besagt, dass jeder Mensch durch eine bestimmte Fehlhaltung, seine „Wurzelsünde“, charakterisiert werden kann. Jeder von uns besitzt einen typischen „Fallstrick“, über den er oder sie immer wieder stolpert, wenn er sich nicht wappnet und vorbeugende Maßnahmen ergreift. Der Vorteil einer rein psychologischen Sicht besteht darin, dass man an Fehlhaltungen arbeiten kann. Tugenden sind in Zeiten existenzieller Unsicherheit stark nachgefragt. In den aktuellen Psychotherapieausbildungen sind Ausbildungseinheiten über „religiöse“ Tugenden wie Mitgefühl, Verzeihen oder Dankbarkeit stark nachgefragt. Pragmatisch umgesetzt und erfahrungsgesättigt, liefert die Charakterlehre des Enneagramms hilfreiche Anleitungen zur Umwandlung destruktiver Haltungen. Sie geht von dem Grundgedanken aus, dass als Gegenmittel für jede Wurzelsünde eine heilsame Tugend existiert: Stolz bekämpft man mit Demut, Neid mit Liebe, Zorn mit Sanftmut, Faulheit oder Traurigkeit mit Heiterkeit, Geiz mit Armut, Völlerei mit Mäßigung, Gier mit Enthaltsamkeit.

Gemeinsam ist den selbstschädigenden Wurzelsünden die Ichbezogenheit. Ihnen gegenüber steht bei den heilsamen Tugenden wie Liebe, Demut oder Besonnenheit der Gemeinschaftsbezug im Mittelpunkt. Nicht das Ego, sondern das Du meines Gegenübers interessiert.

Menschen hoffen darauf, ein langes, gesundes, erfolgreiches und glückliches Leben führen zu können. Das soll zugleich ein gutes, „richtiges“ Lebens sein, das sich an eigenen Wertvorstellungen orientiert. Destruktive Kräfte, die von außen und innen das Wohlbefinden beeinträchtigen, können durch das Erlernen positiver Haltungen eingedämmt werden. Hier kann die Psychologie noch einiges aus dem therapeutischen Erfahrungsschatz des Christentums lernen.

Das verschwundene Böse

In der Geschichte ist viel Böses. Die Geschichtswissenschaft aber tut sich schwer damit. Warum?

PAUL NOLTE

Es ist ziemlich leicht, das Böse in der Geschichte zu finden, nicht zuletzt das 20. Jahrhundert ist voll damit. Dennoch ist es als Erklärungsmuster in der Geschichtswissenschaft weitgehend verschwunden. Gefragt wird vielmehr nach Ursachen, Intentionen und Strukturen, nach Ereignissen, Handlungen und Folgen. Einen Überblick über eine schwierige Diskussion gibt der Historiker und ehemalige Präsident der Evangelischen Akademie zu Berlin, Paul Nolte.

Foto: akg-images

Bartolomeo Manfredi (um 1587–1620/21): „Kain erschlägt Abel", Öl auf Leinwand um 1610. Kunsthistorisches Museum Wien.

Das Böse in der Geschichte? Aber natürlich, die Geschichte ist voll davon, nicht zuletzt von Menschen, die das Böse personifizieren. Man denkt an gewalttätige und unberechenbare römische Caesaren wie Nero oder Caligula. Noch im Jahr 2020 beschäftigte sich in Wien eine Ausstellung mit ihnen; ihr Titel: „Böse Kaiser". Viel näher liegt die Geschichte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt die deutsche Geschichte: der Nationalsozialismus, Adolf Hitler, Vernichtungskrieg und Massenmord an den europäischen Juden. Anfang der 1960er-Jahre erschien Hannah Arendts Reportage vom Jerusalemer Prozess gegen Adolf Eichmann mit einem Untertitel, der zum geflügelten Wort wurde: „Ein Bericht von der Banalität des Bösen". Das Böse war alltäglich geworden; es bedurfte des Dämonischen nicht mehr, das zuvor gerne zur Erklärung der Suggestionskraft Hitlers gedient hatte. Und in unserer Gegenwart der 2020er-Jahre erscheint das Gute oft weit entfernt, in ganz verschiedenen Perspektiven: Sei es im Blick auf aggressive Diktatoren, wie den russischen Präsidenten Putin, oder sei es in dem radikalisierten Bewusstsein, dass auch der letzte Rest dessen, was wir für Fortschritt und Segen im 20. Jahrhundert halten konnten, auf Trug und Ausbeutung gebaut war: der oftmals bescheidene Wohlstand von Nahrungsmittelsicherheit, von Heizung und warmem Wasser oder von müheloser Mobilität.

Gleichwohl: So prekär das Gute in der Geschichte geworden ist, so entschieden ist das Böse aus der Geschichte verschwunden. Moderne Geschichtsschreibung, Geschichte als wissenschaftliche Denkart und Praxis, konstituierte sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert geradezu in der Überwindung des Bösen. Das verknüpfte sich eng mit religiösen und theologischen Veränderungen. Heinz Dieter Kittsteiner hat die Abschaffung des Teufels im 18. Jahrhundert als eine „Verinnerlichung des Bösen" beschrieben. Das Böse war, aus menschlicher Sicht, keine externe Kraft mehr, nicht mehr der satanische Gegenspieler (oder das Alter Ego?) eines guten Gottes, sondern eine dunkle Kraft in den Menschen selber. Das war eine zutiefst

protestantische Transformation, die sich eng mit der Geschichte so subjektiver und individualistischer Kategorien wie „Schuld“ und „Gewissen“ verband. Später führte sie in eine Psychologisierung des Bösen hinein, in eine Psychopathologie des krankhaft bösen Menschen, die auf gewöhnliche Verbrecher ebenso wie auf Eichmann und Stalin projiziert werden konnte.

Kompliziertes Puzzlespiel

Noch in einem anderen Sinne gründete sich moderne Geschichtsbetrachtung auf den Abschied vom Bösen und von seinem religiös geprägten Verständnis. In den Quellen nach Ursachen und Intentionen, nach Ereignissen, Handlungen und Folgen zu fragen, wie Leopold von Ranke das tat, verabschiedete die bis dahin so wirkmächtigen Theodizeen. Die Frage, wie ein guter Gott so viel Böses in der Welt zulassen könne, transformierte sich in die Suche nach menschlichen Bedingungsfaktoren, in ein kompliziertes Puzzlespiel der menschlichen Akteure. Ob man das konservativ oder progressiv auslegte, spielte erst einmal keine Rolle: Im ersten Fall verschwand das Böse in einem Chaos von Kontingenzen, im zweiten Fall in Strukturanalysen. Der historische Materialismus von Karl Marx kannte die Kategorie des Bösen nicht. Es gab Bewegungsgesetze der Geschichte, die Spannung zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, Klassenkämpfe. Aber der Feudalismus oder der Kapitalismus waren nicht „böse“, umso weniger, als sie im historischen Verlauf einen Fortschritt gegenüber früherer Zeit markierten. Der Kapitalist war eine „Charaktermaske“, reaktionäre Denkweisen waren „notwendig falsches Bewusstsein“. Weil systemisch induziert, konnte daraus kein Vorwurf, kein Verdikt des Bösen gewonnen worden.

Foto: akg-images/Erich Lessing

Nikolaus von Verdun: „Kain erschlägt Abel“. Ausschnitt aus dem Verduner Altar, 1181.

Beides, das Bohren in der Empirie der Quellen und den unendlich aufzudröselnden situativen Umständen ebenso wie der Fokus auf gesellschaftlicher Strukturanalyse, ist bis heute wirkmächtig gegen den Versuch, das Böse als Kategorie der Geschichte zu rehabilitieren. Am ehesten noch lässt sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts, besonders zwischen 1945 und den 1960er-Jahren, eine Renaissance des Bösen erkennen. Die Erfahrung des Nationalsozialismus spielte dabei eine zentrale Rolle, zunächst als Katastrophe einer Diktatur, die über die Deutschen vermeintlich hereingebrochen war, später im Bewusstsein des Judenmords, der Shoah. Den ersten Ansatz repräsentiert Friedrich Meineckes bereits 1946 publizierte Schrift „Die deutsche Katastrophe“, die über „Gutes und Schlechtes, Göttliches und Dämonisches“ in der Geschichte reflektierte und dazu aufrief, „das Giftgewächs des Nationalsozialismus auszurotten“.

Friedrich Meinecke sprach 1946 von einer „deutschen Katastrophe“.

Doch auch da, wo bisweilen Dämonisches dräute wie in Joachim Fests Hitler-Biografie und seinen Charakterstudien der NS-Elite als das „Gesicht des Dritten Reiches“, sucht man das Wörtchen meist vergebens. Der Untertitel von Hannah Arendts Eichmann-Buch wurde häufig missverstanden, als habe sie selber das Böse banalisieren oder mit dem Rekurs auf eine Psychologie des Durchschnittsmenschen die Frage nach Ursachen zurückdrängen wollen. Jedenfalls verschwand das Böse aus der Deutung des Nationalsozialismus sehr schnell, weil es unter Apologieverdacht geriet. Für Hans Mommsen, der wie kein anderer Historiker gegen eine Essenzialisierung des Nationalsozialismus und für eine situationistische Erklärung des Holocausts stritt, war Arendt geradezu eine Pionierin solcher Dekonstruktion des Bösen und seiner Überführung in ein Geflecht von Umständen und Opportunitätsstrukturen. Man musste nicht böse sein, um ein Ghetto „liquidieren“ zu lassen

oder sich, wie Christopher Browning das für das Hamburger Reservepolizeibataillon 101 gezeigt hat, an einer Massenerschießung zu beteiligen. Als Daniel Goldhagen den Deutschen in den 1990er-Jahren einen historisch tiefsitzenden „eliminatorischen Antisemitismus“ bescheinigte, war die Kritik an solcher kollektiven Wesenszuschreibung des Bösen vehement.

Auf ähnliche Kritik stieß schon damals die „Sonderweg-These“, eine hochgradig normative, ja moralisch fundierte Sichtweise auf die deutsche Geschichte zwischen fehlender beziehungsweise gescheiterter Revolution und Nationalsozialismus: Deutschland sei nicht dem guten und richtigen Weg der westlichen Demokratien gefolgt, sondern habe sich auf einen illiberalen, autoritären, in der Konsequenz diktatorischen und gewalthaften Weg in die Moderne begeben, mit Zwischenstationen bei Bismarck und Wilhelm II. Doch so sehr die Sonderweg-Erzählung ein Gutes kannte – oder vielmehr: zu kennen glaubte, in ihrer Idealisierung zumal der Geschichte der USA –, so wenig hatte sie mit einem Rekurs auf das Böse am Hut, denn die Ursachen der Fehlentwicklung sah sie in gesellschaftsstrukturellen Konstellationen wie einer Schwäche des Bürgertums oder der Dominanz ostelbischer Adelseliten. Nur kurz flackerte ein Interesse an „Psychohistorie“ auf, denn nach individuellen Pathologien wollte man gerade nicht suchen.

Jede Naturalisierung von Verhalten war der Geschichtswissenschaft suspekt, und so ist es bis heute geblieben. Fast zeitgleich mit Hannah Arendt veröffentlichte der berühmte Verhaltensforscher Konrad Lorenz 1963 seine Schrift über „Das so genannte Böse“. Auch das war im Grunde eine Dekonstruktion: „Das Böse“ gab es nicht, sondern nur artspezifisches Verhalten, das bisweilen aggressiv sein konnte. Wenige Jahre später dominierte die Neue Linke das intellektuelle Klima; in ihr Weltbild passte eine Naturalisierung des Bösen nicht, die unter Konservatismusverdacht geriet. Heute ist allenfalls noch von einem „skeptischen Menschenbild“ die Rede: Darin mag eine letzte Schrumpfform der Zuschreibung des Bösen erkennbar sein.

Glorifizierung des Westens

Oder man sieht es so: Die Geschichte des Bösen in den letzten Jahrzehnten führt über verschiedene Weggabelungen. Dazu gehört die Differenzierung nationaler Diskurse. In den USA ist das Böse eine durchaus zentrale Kategorie der politischen Sprache, seit Ronald Reagan im März 1983 in eine Rede vor der National Association of Evangelicals (also in einem protestantischen, aber zugleich konservativen Umfeld) die Sowjetunion ein „evil empire“ nannte. Das manichäische Weltbild, in dem solches Denken verankert ist, wurzelt tief in der amerikanischen Geschichte und ist zugleich auch außerhalb des Westens zur wesentlichen Signatur des Fundamentalismus geworden, des christlichen wie des islamischen; es dient der Glorifizierung des Westens ebenso wie dem Hass auf ihn. In weiten Teilen Europas, ganz gewiss in Deutschland, ist das kaum anschlussfähig. Überhaupt ist das Böse hier aus der Welt von Geschichte, Politik und Gesellschaft ausgeschieden. Ersatzweise wird es seit einigen Jahrzehnten intensiv in der Literaturwissenschaft und in der philosophischen Ästhetik verhandelt. Seit der Zeit um 1800, vor allem seit der Romantik, sei das Böse, das Hässliche, das Gewaltsame und das Eklige als eine autonome ästhetische Kategorie möglich geworden, so haben auf unterschiedliche Weisen Karl Heinz Bohrer, Susan Neiman und Peter-André Alt argumentiert. Das ist ein Spiegelbild jenes Übergangs von Teufel und Theodizee zur Geschichtswissenschaft, von dem schon die Rede war. Die Geschichte, oder allgemeiner gesprochen: die reale Menschenwelt, hat für das Böse keine Verwendung mehr; so bleibt dem Bösen nur die Welt von Literatur und Kunst. Hier bleibt das Böse diskursfähig, und hier, in einer Theaterinszenierung oder in einer Installation zeitgenössischer Kunst, können wir unsere Sehnsucht nach dem Bösen befriedigen. Womit natürlich gemeint ist: unser Bedürfnis, über das Böse zu kommunizieren. Denn die Geschichtswissenschaft, die Soziologie, die Politikwissenschaft stehen dafür nicht zur Verfügung.

Allenfalls kann man, wie schon das „skeptische Menschenbild“ angedeutet hat, Schrumpfformen und Ersatzdiskurse benennen. In der intellektuellen Linken, wo das Vertrauen in den Fortschritt der Menschheitsgeschichte endgültig brüchig geworden ist, hört man dieser Tage häufig von der „Regression“. Statt Fortschritt zum Guten hat die Geschichte gewissermaßen den Rückwärtsgang eingelegt. Das ist normativ hochgradig aufgeladen, doch Regression ist – im Grunde nicht anders als die „Konterrevolution“ – zwar schlecht, aber nicht böse. Ähnliches gilt für die Konjunktur des Katastrophenbegriffs, selbst dann, wenn man der Gefahr widersteht, die Katastrophe als von außen hereinbrechendes Unheil zu sehen statt als Folge falschen menschlichen Handelns wie in der Nuklear- oder Klimakatastrophe. Restbestände und Transformationen des Bösen schließlich tragen auch heute noch religiöse Sprache und theologische, ja protestantische Schichten mit sich herum. Das gilt für den Ikonoklasmus der „Cancel Culture“ als Versuch einer Reinwaschung der Gegenwart vom Bösen der Vergangenheit. Und es gilt für dasjenige Surrogat des Bösen, das in der deutschen Geschichts- und Gegenwartskultur in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus seit den 1980er-Jahren so überragende Bedeutung gewonnen hat: die Anerkenntnis von Schuld – und die daraus folgende Übernahme von Verantwortung.

Man kann heute allenfalls Schrumpfformen und Ersatzdiskurse über das Böse benennen.

„Die Bösen sind nicht die anderen“

Gespräch mit dem Philosophen und Autoren Hanno Sauer über das Böse, die Religion, den evolutionären Zweck von Moral und Zusammenarbeit – und was das alles mit Identitätspolitik zu tun hat

zeitzeichen: *Herr Sauer, gibt es so etwas wie „das Böse“?*

HANNO SAUER: Ja, es gibt so etwas wie das Böse, aber man muss es natürlich anders verstehen, als es vielleicht die längste Zeit verstanden worden ist. Das Böse oder die Bösen sind nicht immer die Anderen. Und dass sich Böses und Gutes frei kombinieren lässt, das ist schon eine Einsicht gewesen.

Also, dass niemand nur gut und nur böse ist?

HANNO SAUER: Ja. Aber es gibt natürlich Menschen, die sehr, sehr monströse Dinge tun, entweder Individuen, vielleicht Serienmörder oder Menschen, die fatale politische Entscheidungen treffen, wider besseres Wissens, manchmal natürlich auch aus Pech. Und es gibt Menschen, die in sozialen Strukturen operieren, die kollektiv etwas sehr Böses verursachen, Menschen ausgrenzen, Rechte wegnehmen, ermorden, berauben.

Im Kollektiv wird das Böse leichter?

HANNO SAUER: Es hängt sehr stark davon ab, in welchen sozialen Umständen man sich wiederfindet, und nicht so sehr vom individuellen Charakter. Es gibt schon auch Menschen, die so disponiert sind, denen vielleicht Empathie und Schuldgefühle fehlen. Aber ansonsten ist dieses Potenzial, sehr schlimme Dinge zu tun, in uns allen angelegt. Und meistens ist es eigentlich Glück, wenn man sich in einer Lage wiederfindet, in der man sich es leisten kann, nichts Böses zu tun.

Das Potenzial, sehr schlimme Dinge zu tun, ist in uns allen angelegt.

Ist „das Böse“ nicht oft gleichzusetzen mit Eigeninteresse, dem Sie ja in Ihrem Buch „Moral“ eine evolutionäre Funktion attestieren?

HANNO SAUER: Weil moralisch zu handeln in der Regel bedeutet, die Interessen anderer Menschen im eigenen Handeln zu berücksichtigen, bedeutet das nicht, dass unmoralisch zu handeln heißt, die eigenen Interessen zu verfolgen und egoistisch zu handeln. In der Regel liegt die Diskrepanz zwischen Gut und Böse nicht zwischen den Interessen anderer und dem Selbstinteresse. Sondern die Diskrepanz liegt eher darin, die Interessen anderer wahrzunehmen und sich konformistisch zu verhalten. Es ist meist sozialer Konformitätsdruck, der dazu führt, dass Menschen etwas Böses tun, und nicht so sehr Egoismus.

Hannah Arendt hat mit ihrer Formulierung einer Banalität des Bösen, auf den NS-Schreibtischtäter Adolf Eichmann gemünzt, viel Prügel bekommen. War er ein böser Mensch?

HANNO SAUER: Doch, ich denke schon, dass man das sagen kann. Und er folgte einem monströsen Sozialdruck. Aber das ist eben banal. Banal und böse. Es ist nicht die Verneinung des Bösen. Nur, dass eben die Ursprünge dieses Bösen nicht irgendwelche macchiavellistischen Genies sind oder James-Bond-Bösewichte, sondern ganz normale Leute, die etwa Karriere machen wollen.

Das ist schwer zu akzeptieren.

HANNO SAUER: Ja, weil die Motive so inadäquat sind. Wenn jemand sagt, er habe eine Million Menschen umgebracht, dann will man Gründe hören, die finster sind – aber die findet man oft gar nicht. Das war ein Vorwurf gegenüber Arendt, dass sie auf Eichmann reingefallen sei, weil er den Einfaltspinsel gegeben hat.

Zweifellos war Eichmann ein willentlicher Täter.

HANNO SAUER: Richtig. Aber es geht hier ja nicht um den Fall an sich. Arendts Phrase von der Banalität des Bösen hat eine wichtige Einsicht sehr gut auf den Punkt gebracht. Das ist auch durch die psychologische Forschung im 20. Jahrhundert klar bestätigt worden. Etwa durch das Milgram-Experiment.

Also das berühmte Experiment, dass manche Menschen anderen (scheinbar) potenziell tödliche Stromstöße geben würden, für einen angeblich guten Zweck, wenn ihnen eine Autorität dies empfiehlt.

HANNO SAUER: Genau. Ein großer Teil der Sozialpsychologie des 20. Jahrhunderts ist mit dieser Frage beschäftigt: Wie konnte so etwas wie der Holocaust passieren? Und wie kann man normale Menschen dazu bringen, monströse Dinge zu tun? Es geht sehr leicht offenbar. Man braucht nicht viel, keine großartigen Ideologen, keine Fanatiker, sondern man kann oft einfach sagen: Mach das mal – und dann wird es gemacht.

Sie haben in Ihrem Buch beschrieben, wie das „Mängelwesen Mensch“ durch evolutionär sinnvolle Kooperation und Moral, obwohl das einzelne Individuum durch diese beiden Mechanismen eher behindert wird, in wenigen Jahrtausenden als Kollektiv immens vorangekommen ist. Nun hat dieser evolutionäre Druck stark abgenommen. Sind da noch Kooperation und Moral so wichtig?

HANNO SAUER: Selektionsmechanismen gibt es immer. Das ist die Lektion, die auch unserem Gehirn evolutionär eingeschrieben ist, dass es in Wirklichkeit gar keinen Konflikt gibt zwischen Eigeninteresse und Kooperation. Das wohlverstandene Eigeninteresse empfiehlt es einem, sich auf bestimmte Art und Weise kooperativ zu verhalten. Sich nicht übervorteilen zu lassen. Denn es ist auch nicht stabil, wenn man sich ausbeuten lässt und nie darauf reagiert. Also erst einmal kooperieren. Und es ist gar nicht so gut, wenn man Gesellschaften hat, die sehr unfair organisiert sind und manche Mitglieder ausschließen auf der Basis etwa von Hautfarbe oder Geschlecht. Das geht nach hinten los.

Gleichheit stabilisiert.

HANNO SAUER: Genau. Das ist nicht nur moralisch sinnvoll, sondern auch aus rein funktionalen Gesichtspunkten, damit die Gesellschaft besser funktioniert.

Von Religion halten Sie nicht viel. Sie schreiben von einem Überbietungswettbewerb grotesker Dogmen oder stimmen Marx zu, wenn er sagt, Religion sei bloß das Seufzen der bedrängten Kreatur. Priester sind bei Ihnen Leute, die die Hierarchie zugunsten der Elite spirituell absichern. Ist das gut zusammengefasst?

HANNO SAUER: Ich habe mir hier ein paar Seitenhiebe erlaubt. Ich bin nicht gläubig und auch nicht so aufgewachsen. Es ist manchmal ein bisschen spöttisch formuliert, weil mir das Spaß gemacht hat. Es stimmt, dass Religion sowohl als organisierte Institution als auch als religiöser Glaube Schattenseiten hat. Da kann es sein, dass Regeln des Zusammenlebens, die willkürlich sind, aber als ewiger Wille von einer göttlichen Autorität verkauft werden, auch entsprechend durchgesetzt werden. Das gab es historisch sehr oft. Das ist nicht gut.

Da wird Ihnen kaum jemand widersprechen.

HANNO SAUER: Andererseits berücksichtige ich in dem Buch die moralische Transformationskraft von Religion. Es gibt ja diese „Große Götter"-Hypothese, dass man für bestimmte Formen des Kooperierens funktional ganz andere Götter brauche als Naturgottheiten.

Man braucht den Gott, der alles sieht, auch wenn das Böse erfolgreich vertuscht wurde.

Foto: Elisa Prodöhl

Hanno Sauer, Jahrgang 1983, ist Philosoph. Er lebt in Düsseldorf und lehrt Ethik an der Universität Utrecht. Sauer ist Autor mehrerer wissenschaftlicher Werke, darunter „Moral Thinking, Fast and Slow", „Debunking Arguments in Ethics" (beide 2018) und „Moral Judgements as Educated Intuitions" (2017). Sein jüngstes Sachbuch „Moral. Die Erfindung von Gut und Böse" (Piper Verlag, 2023) hat sehr gute Rezensionen erhalten und war auf der Shortlist des „Deutschen Sachbuchpreises 2023" – siehe auch die Rezension des Buches auf Seite 62.

HANNO SAUER: Das ist eine Dialektik: Gesellschaften werden größer, dadurch werden wir besser darin, sozial zu denken, einander Absichten zuzuschreiben, einander zu verstehen, auf verschiedenen Leveln.
Das schafft irgendwann kognitiv die Möglichkeit, sich so etwas wie einen völlig entleibten Gott vorzustellen, der riesig ist – und ewig und allwissend. Es entsteht gedanklich gleichzeitig so etwas wie eine Seele, die unsterblich ist und sich also auch bestrafen lässt nach unserem Tod. Durch eine Gottheit, der nichts entgeht.

Religion hat also eine vor allem soziale Funktion?

HANNO SAUER: Sie hat etwas mit der Entwicklung der Moderne zu tun. Es geht um die westliche Kirche, die wir heute katholische Kirche nennen. In dem Moment, in dem sie angefangen hat, im frühen Mittelalter, Familie und Verwandtschaft als primäres Organisationsprinzip von Gesellschaft abzuschaffen oder zu unterminieren, unabsichtlich natürlich. Durch diese Entwicklung brauchte man irgendwann ein neues moralisches Vokabular,

Der Ursprung von Individualismus, Freiheit und Demokratie war eigentlich religiös.

das es Fremden erlaubt, miteinander friedlich und harmonisch umzugehen. Regeln, die nichts mit Traditionen, Gebräuchen, Sitten, Gemeinschaften und Ritualen zu tun haben, sondern ein universalistisches Vokabular. Was machen freie Individuen, die miteinander Handel treiben wollen? Oder freie Menschen, die ein politisches Gemeinwesen gründen wollen?

Dies ist der Beginn der modernen Gesellschaft außerhalb der Sippe.

HANNO SAUER: Richtig. Das ist ein Erbe, das wir heute auch noch ziemlich gut finden, also Individualismus, individuelle Rechte und Freiheiten und Demokratie und so weiter. Aber der Ursprung des Ganzen ist eigentlich eine religiöse Bewegung gewesen.

Die Kirche bereitet sehr langsam die Individualisierung vor, auch die Marktwirtschaft, ungewollt, durch Inzestverbote, um es einfach zu sagen.

HANNO SAUER: Genau, denn Verwandtschaft weniger stark zu betonen, das heißt ja nicht, dass Gesellschaften einfach auseinanderfallen

und jeder seines Weges geht. Sondern da ist etwas an die Stelle getreten. Das sind eben eher auf Freiwilligkeit basierende Organisationen. Erst einmal Klöster, dann Städte, Vereine, Universitäten und so weiter.

Aber Religion braucht es nach Ihren Thesen nicht mehr, um Moral aufrechtzuerhalten. Kann auch eine völlig areligiöse Gesellschaft sehr hohen moralischen Standards genügen?

HANNO SAUER: Ich würde das vermuten, dass es das geben kann. Andererseits kennen wir so eine Gesellschaft ja noch nicht. Selbst die säkularsten Gesellschaften, wahrscheinlich gehört Deutschland dazu oder die Niederlande, sind ja nicht durch und durch säkular.

In Ihrem Buch schreiben Sie zu einer Theologie von Jesus, der auf Erden kam, für uns starb und auferstanden ist, das sei eine Räuberpistole, offensichtlich hanebüchen und eine bizarre Fabel. Warum urteilen Sie so scharf über diese Geschichte?

HANNO SAUER: Ich würde mit einer sehr großen Zuversicht behaupten, dass sich das nicht so zugetragen hat, wie es dasteht. Die Auferstehung ist mindestens mal sehr überraschend und unwahrscheinlich! Es gibt aber die Theorie, dass es sich manchmal für uns als kooperative Wesen lohnt, Dinge zu sagen, nicht weil sie wahr sind, sondern weil wir mit ihrer Hilfe erkennen können, dass wir zur selben Gruppe gehören. Das ist der gleiche Mechanismus, wie wenn Leute

Für die meisten Religionen kann man ziemlich dämlich sein, und es schadet eigentlich gar nicht.

behaupten, der nordkoreanische Diktator Kim Jong-un habe beim ersten Mal auf dem Golfplatz 18 mal beim ersten Schlag ins Loch getroffen.

Kant hat Religion insofern eine gewisse Funktion zugebilligt, da er in etwa sagt, sie sei gut für die Moral der Gesellschaft. Stabilisiert Religion die Gesellschaft? Stabilisiert sie die Moral?

HANNO SAUER: Manchmal ja, manchmal nein. Wir haben beim Dreißigjährigen Krieg gesehen, dass sie auch destabilisierend sein kann. Kommt darauf an, welche Religionen aufeinandertreffen. Es gibt empirische Hinweise darauf, dass Menschen, die einen stark religiösen Glauben haben, glücklicher sind. Vor allem in Amerika gibt es solche Studien. Aber es ist schwer zu sagen, was ist Ursache, was ist Wirkung? Kann es sein, dass es andere Dinge sind, die man durch Religion kriegt, die einen glücklich machen, zum Beispiel Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gemeinschaft im Wochenrhythmus?

Oder das Gefühl von Sinn, einer Sinnhaftigkeit des Lebens?

HANNO SAUER: Ja. Aber sie kann auch destabilisieren. Religion kann eben auch für finstere Zwecke benutzt werden, zur Rechtfertigung von Kriegen und Terrorismus, das ist ja oft so gewesen. Zur Rechtfertigung von Geschlechterungerechtigkeiten. Und es gibt nicht nur die jüdisch-christliche Religion, sondern alle möglichen. Das ist der Sinn des Menschen fürs Transzendente. Es ist für uns kognitiv verfügbar, etwas Transzendentes zu denken.

Den Protestantismus halten Sie für die mehr oder weniger perfekte Konfession für die WEIRDen, wie es in der Forschung heißt, also die western educated, industrialized, rich and democratic persons. Oder die „Seltsamen", wie Sie das übersetzen. Was macht diese Konfession so wichtig für die Entstehung unserer westlichen, hochzivilisierten, kapitalistischen und aufgeklärten Welt?

HANNO SAUER: Der Protestantismus ist sehr analytisch, individualisiert, intellektuell und entritualisiert. Das ist eine Dynamik, die von einer religiösen Institution organisiert worden ist, aber am Ende auch zu emanzipatorischen Bewegungen geführt hat. Der Protestantismus fußt am wenigsten auf dem Organisiertsein in einer Institution, die auch Macht für sich reklamiert und Symbole hat. Es kommt auf das Verhältnis der einzelnen Person zum

Glaubensinhalt und zur Gottheit an. Es gibt eine Trennung von weltlicher Performance und Zugang zur Gnade.

Da spielt die lutherische Rechtfertigungslehre mit hinein.

HANNO SAUER: Ja, und man muss lesen können, um Protestant sein zu können. Man muss ziemlich schlau sein. Für die meisten Religionen kann man ziemlich dämlich sein, und es schadet eigentlich gar nicht. Ohne Intelligenz kann man im Protestantismus bestimmte Dinge gar nicht nachvollziehen, nicht durchdenken. Dahinter steckt auch eine starke Autonomie. Es ist die autonomste aller Konfessionen.

Über Identitätspolitik schreiben Sie im zweiten Teil Ihres Buches viel. Sie deuten an, dass das Modell, das lange evolutionären Fortschritt gebracht hat, nämlich das Denken in Kooperation und außerhalb von tribalen Strukturen, nun in Gefahr ist. Das wieder zunehmende Denken in Stammesstrukturen könnte einen zivilisatorischen Rückschritt

Foto: akg

Marten Pepyn (1575–1643): „Kain erschlägt Abel", Collection Musée des Beaux-Arts, Verviers.

bewirken, es könnte Gemeinschaft und Gesellschaft zerstören. Richtig zusammengefasst?

HANNO SAUER: Zivilisatorischer Rückschritt klingt mir ein bisschen zu krass, aber ich glaube schon, dass die Betonung von Gruppenidentitäten auf der Basis auch von Hautfarbe und Geschlecht nicht unbedingt segensreich ist. Eigentlich lohnt es sich, eine Gesellschaft anzustreben, in der Hautfarbe so moralisch relevant ist wie Augenfarbe. Ich glaube, das ist ein gesellschaftliches Ideal, das immer noch anzustreben ist.

Das sehen in den USA aber viele ganz anders.

HANNO SAUER: Ja, aber das liegt an den historischen Erfahrungen dort. Man hatte ja rechtlich kodifizierte Formen der Diskriminierung im Amerika vor der Bürgerrechtsbewegung. Die hat man dann abgeschafft und gedacht, der Rest wird sich schon irgendwie ergeben. Und dann wird die Freiheit schon dafür sorgen, dass es zur Gleichheit zwischen allen Gruppen kommt. Die eigenen Lebenschancen werden nicht mehr davon beeinflusst sein, ob man schwarz ist oder weiß. Aber so richtig wollte sich das nicht einstellen. Ein bisschen schon, aber eben nicht schnell und nicht vollständig genug. Da hat man gedacht, vielleicht müssen wir uns gleichsam aus Trotz noch einmal in diese Gruppenkategorien richtig reinlehnen und darauf extra Aufmerksamkeit richten.

Man müsse das essenzialisieren, wie manche das nennen.

HANNO SAUER: Es jedenfalls wieder betonen und sichtbar machen, damit man auch subtilere Formen von Diskriminierung und Marginalisierung aufspüren kann. Und Farbenblindheit würde dann zu einer Ideologie, die verschleiern will, dass es manchen Gruppen eben doch besser geht.

Glauben Sie, das kann funktionieren? Sie sprechen von einem Kampf der Moderne mit sich selbst.

HANNO SAUER: Ich bezweifle es auch deshalb, weil die Geschichte in aller Regel lehrt, dass Rassendifferenzen oder ethnische Differenzen besonders zu betonen, meist keine gute Idee ist. Das machen wir ja ohnehin psychologisch automatisch, dass wir Gruppen sortieren. Männlein, Weiblein, schwarz und weiß, upper class, lower class, wie auch immer. Wir haben jede Menge soziale Kategorien, die wir automatisch benutzen, ob wir wollen oder nicht. Und sich dann noch einmal extra hineinzulehnen, halte ich für eine zweifelhafte Idee.

Sie haben dennoch eine gewisse Hoffnung, dass die Spaltung durch die Wokeness, wie Sie das nennen, auch wieder abnehmen wird. Sie könnte gesellschaftlich zurechtgestutzt werden. Sie schreiben sogar von einer Implosion der Identitätspolitik.

HANNO SAUER: Manche sagen, peak woke, also die Spitze der Wokeness-Bewegung, liege schon hinter uns. Man sieht jedenfalls, dass diese soziale Bewegung an Momentum verliert. Das liegt an denselben strategischen Dynamiken, die jede Gruppierung und soziale Bewegung bedrohen: Irgendwann wird die Ideologie immer extremer, weil die extremsten Leute sich an die Spitze der Bewegung stellen. Das führt dazu, dass manche nicht mehr mitmachen wollen. Und dazu, dass die Bewegung immer unpopulärer wird. „Pünktlichkeit ist white supremacy, also weiße Vorherrschaft", wer so etwas sagt … das ist einfach Schwachsinn.

Die Geschichte lehrt, dass Rassendifferenzen besonders zu betonen, meist keine gute Idee ist.

Das Gespräch führte Philipp Gessler am 17. Mai in Düsseldorf.

Foto: picture-alliance/Martin Schutt

Ein Bronzerelief an der Predigerkirche in Erfurt erinnert an den Theologen und Philosophen Meister Eckhart.

Gott in sich finden

Die Mystik sucht die Vereinigung mit Gott im Diesseits

KLAUS MATTHESS

Mystik hatte im Christentum wie in vielen anderen Religionen schon immer ihren Platz. Und sie könnte auch für den modernen kirchenfernen Menschen ein Zugang zu Spiritualität sein, meint der Physiker und evangelische Religionslehrer Klaus Mattheß. Sein Text gibt einen Überblick über die christliche Mystik seit Meister Eckhart.

Unser traditionelles christliches Gottesbild lässt in der gegenwärtigen Zeit manche Fragen offen. Vielen Menschen gibt es keine Antworten mehr auf ihre Lebens- und Sinnfragen. Insbesondere vermissen sie häufig eine unmittelbare, erfahrbare Begegnung mit tieferen spirituellen Bereichen.

In den vergangenen Jahrzehnten hat dieses Bedürfnis Menschen aus unserem Kulturkreis vor allem in den mittleren und fernen Osten, nach Indien und Japan blicken lassen, wo eine gewisse Verinnerlichung offenbar schon seit Jahrtausenden zur Philosophie, zur Religion und zum Alltag gehört – und so hat sich unter anderem ein Bereich entwickelt, der oftmals etwas abwertend mit dem Begriff Esoterik bezeichnet wird.

Dabei wird oft vergessen, dass ein tiefer Zugang zur Spiritualität seit jeher auch im Christentum vorhanden ist, vor allem in Form der Mystik, die von Zeit zu Zeit immer wieder aufflackert – insbesondere in Zeiten, in denen die etablierten Kirchen allzu sehr den rationalen Zugang zu Gott betonen und den Menschen ein

innerer, emotionaler Zugang zu Gott fehlt oder sie aus anderen Gründen das Vertrauen in die Institution Kirche verloren haben. Unter Mystik versteht man dabei in unserem christlichen Kulturkreis im Allgemeinen einen spirituellen Weg, dessen Ziel die unmittelbare Erfahrung des Göttlichen bis hin zur völligen Vereinigung mit Gott ist – und zwar schon im diesseitigen Leben.

Der wohl bekannteste und bedeutendste christliche Mystiker war der im späten Mittelalter lebende Meister Eckhart (1260 – 1328), einer der höchsten Würdenträger des Dominikanerordens und zeitweise Lehrer an der Universität von Paris, der damaligen Hochburg theologischer Gelehrsamkeit, an der auch sein Dominikanerbruder, der Heilige Thomas von Aquin, gewirkt hatte.

Durch die Ablehnung seiner Lehren seitens der Amtskirche, die bis zum Verdacht der Häresie ging, geriet sein Name bald in Vergessenheit, und seine Lehren wurden vor allem durch seine Schüler Johannes Tauler und Heinrich Seuse verbreitet. Erst im vergangenen Jahrhundert wurden er und seine Werke wiederentdeckt, die sich seitdem weltweit verbreitet haben.

Seine Popularität (und früher auch seine Ablehnung seitens der Amtskirche) ist wohl vor allem der Tatsache zu verdanken, dass er seine Predigten nicht (nur), wie damals allgemein üblich, vor gebildeten Theologen in lateinischer Sprache hielt, sondern auch vor dem einfachen Volk in deutscher Sprache, so dass jedermann ihn zumindest sprachlich verstehen und seine Gedanken nachvollziehen konnte.

Göttlicher Funke

Die Kernaussage von Meister Eckharts Predigten besteht in der Botschaft, dass in jedem Menschen ein göttlicher „Funke“ vorhanden ist, mit dem er Kontakt aufnehmen kann und durch den Gott sich ihm mitteilt – bis hin zum völligen Einswerden des Menschen mit Gott.

Über Gott im Menschen sagt er: „Gott ist uns nahe, wir aber sind ihm fern; Gott ist drinnen, wir aber sind draußen; Gott ist in uns daheim, wir aber sind in der Fremde.“

Über 300 Jahre später beschreibt der schlesische Mystiker Angelus Silesius (1624–1677) dies mit den Versen *Der Himmel ist in dir:* „Halt an, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir! Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.“

Um Gott in sich zu erfahren, muss der Mensch seinen Eigenwillen aufgeben, den Blick von außen abwenden und in bedingungslosem Vertrauen in sein eigenes Inneres richten, wo Gott ihn schon immer erwartet. Dies bedeutet für Meister Eckhart jedoch nicht, dass man alle äußerlichen Tätigkeiten meiden und in die Einsamkeit fliehen soll – entscheidend ist vielmehr, dass man sich bei allen Handlungen der inneren Gegenwart Gottes bewusst ist.

Sobald der Mensch äußere Gelassenheit und tiefe Abgeschiedenheit erreicht, wird er von Gott und seinem inneren Wort erfüllt. Er lebt nun im ständigen Bewusstsein der Gegenwart Gottes, und im Grunde ist es nicht mehr er, der lebt, sondern Gott selbst lebt in ihm.

Das letzte Ziel der Mystik ist jedoch die völlige Vereinigung des Menschen mit Gott – das Aufgehen der menschlichen Seele in der Gegenwart Gottes. Meister Eckhart drückt dies immer wieder mit eindringlichen Worten aus: „Gott muss schlechthin ich werden und ich schlechthin Gott, so völlig eins, dass dieses ‚Er‘ und dieses ‚Ich‘ Eins ist, werden und sind und in dieser Seinsheit ewig ein Werk wirken.“

Die französische Mystikerin Marguerite Porete (ca. 1250–1310), eine Zeitgenossin von Meister Eckhart, beschreibt diesen Zustand der mystischen Vereinigung folgendermaßen: Auf dieser Stufe sieht die Seele, „dass da nichts ist außer Gott selbst, der ist, von dem alles ist. Und das, was ist, ist Gott selbst, und deshalb sieht sie nichts außer sich selbst. Denn wer das sieht, was ist, sieht nichts außer Gott selbst, der sich in dieser Seele selbst sieht.“

Oder in den Worten von Angelus Silesius: „In Gott wird nichts erkannt: Er ist ein einig Ein. Was man in ihm erkennt, das muss man selber sein.“ In diesem Zustand sind die Seele und Gott nicht mehr voneinander getrennt, Gott ist zum Menschen und der Mensch ist zu Gott geworden.

Im Grunde jedoch muss diese Einheit mit Gott nicht erst erlangt werden – sie besteht schon seit jeher, der Mensch kann sich nur ihrer bewusst werden. Der zeitgenössische Benediktinermönch und Zen-Meister Willigis Jäger (1925 – 2020) drückt dies folgendermaßen aus: „In der Mystik geht es nicht darum, mit Gott eins zu werden. Es geht darum, in der Erfahrung, sich der schon bestehenden Einheit inne zu werden. Diese schon bestehende Einheit leuchtet in der Erfahrung auf. Der Mystiker erreicht also nicht die Einheit, sondern es wird ihm das Innewerden der immer gegenwärtigen Einheit geschenkt.“

Der Mensch, der sich dieser mystischen Einheit mit Gott (der „unio mystica“) bewusst geworden ist, der Gott in sich gefunden hat, zieht sich nun nicht etwa aus der Welt und ihrer Geschäftigkeit zurück, sondern wird im Gegenteil in tätiger Nächstenliebe aktiv – nicht, weil die christlichen Gebote dies von ihm verlangen, sondern aus sich selbst heraus, ohne ein äußeres „Warum“. Denn Gott selbst ist es nun, der in ihm und durch ihn handelt.

Der Durchbruch zur Gottunmittelbarkeit ist jederzeit für jeden Menschen möglich.

Meister Eckhart sagt dazu: „Wer Sohn Gottes werden will […], muss den Nächsten lieben wie sich selbst, das heißt so sehr wie sich selbst, und muss das Persönliche und Eigene verleugnen. Denn wer die Liebe hat, liebt in keiner Weise den Nächsten weniger als sich selbst; denn er liebt in allem den einen Gott und alles in ihm. In dem Einen aber gibt es keinen Unterschied […]; in dem Einen gibt es weder mehr noch weniger.“

Er geht sogar noch einen Schritt weiter: Selbst, wenn ein Mensch in einer Art Erleuchtung höchste geistige Freuden erfährt, jedoch wüsste, dass ein kranker Mensch seine Hilfe benötigt, so wäre es besser, wenn er aus Liebe auf sein eigenes Wohlgefühl verzichtet und dem Mitmenschen hilft.

Dieser Durchbruch zur Gottunmittelbarkeit ist nach Meister Eckhart jedoch nicht etwa nur wenigen Auserwählten vorbehalten, sondern ist jederzeit für jeden Menschen möglich: Für ihn ist die Mystik ein Weg für jeden Menschen, zu Gott und damit zu spiritueller Erfüllung und zu innerem Frieden zu gelangen.

Vor und auch nach Meister Eckhart haben immer wieder christliche Mystikerinnen und Mystiker diesen Weg be-

Foto: epd-bild/Gustavo Alabiso

Das Ziel der Mystik ist eine dauerhafte Verbindung mit der inneren Mitte.

schrieben. Auch wenn ihre Darstellungen etwas voneinander abweichen, so hat man dennoch den Eindruck, dass alle ähnliche Erfahrungen gemacht haben und daher von demselben inneren spirituellen Urgrund ergriffen worden sind. Dazu gehören Namen wie die teilweise schon erwähnten: Johannes Tauler, Heinrich Seuse, Marguerite Porete, Hildegard von Bingen, Teresa von Avila, Jakob Böhme, Angelus Silesius, um nur einige der bekanntesten aufzuzählen.

Aber dass mystische Erfahrungen eigentlich nichts Ungewöhnliches sind, wird auch aus den Untersuchungen des amerikanischen Psychologen Abraham Maslow (1908–1970) deutlich, einem der Begründer der Humanistischen Psychologie. In seinem 1964 veröffentlichten Buch, das in Deutsch unter dem Titel *Jeder Mensch ist ein Mystiker* erschienen ist, bringt er zahlreiche Beispiele von Erfahrungen von verschiedenen Personen, die er „Gipfelerlebnisse" (peak experiences) nennt und die offenbar zumindest eine Nähe zu den Gotteserfahrungen haben, wie sie von vielen Mystikern geschildert werden. Diese Erlebnisse können in verschiedenen besonderen Situationen auftreten, zum Beispiel bei intensiver Naturbeobachtung, beim Sport oder bei der Geburt eines Kindes.

Er kommt zu dem Ergebnis, dass nahezu jeder Mensch schon einmal solche Erfahrungen gemacht hat und davon zu berichten weiß: Augenblicke intensiven Glücks, Befreiung von allen Ängsten und Hemmungen, Wegfall aller Trennung, Gefühle der Einheit, ja der Verschmelzung mit der Welt – der Gewissheit, dass alles so, wie es ist, gut und richtig ist.

In jeder Religion

Und auch wenn die von Maslow beschriebenen Erfahrungen im Allgemeinen nur kurzzeitige Erlebnisse sind, während die Mystiker als Ziel eine dauerhafte Verbindung mit der inneren Mitte, dem Selbst in uns beschreiben, so kann Maslow aus seinen Untersuchungen doch folgern, dass mystische Erlebnisse keine übernatürlichen Ereignisse sind, sondern zum menschlichen Leben dazugehören, dass im Grunde „jeder Mensch ein Mystiker" ist.

Und Maslow kommt noch zu einem weiteren bemerkenswerten Ergebnis, dass nämlich mystische Erfahrungen offenbar in ähnlicher Form in jeder Kultur und zu jeder Zeit stattfinden und auch nicht auf ein bestimmtes religiöses Umfeld beschränkt sind.

Tatsächlich erscheint die Mystik auch in nahezu allen anderen großen Religionen – beispielsweise im Hinduismus als Advaita-Vedanta, im Buddhismus als Zen, im chinesischen Taoismus, im Islam als Sufismus, im Judentum als Kabbala. Und wenn man die Schilderung mystischer Zustände von den verschiedenen Verfassern liest, so bleibt der Eindruck unausweichlich, dass sie in ihrer je eigenen Sprache ähnliche spirituelle Erlebnisse schildern, also alle aus derselben inneren Quelle schöpfen, womit die Mystik also auch als das Verbindende zwischen den verschiedenen Religionen angesehen werden kann.

Worin bestehen nun der Wert und die Bedeutung der Mystik in unserer heutigen Zeit? Der katholische Theologe Karl Rahner (1904–1984) schrieb bereits 1966 in einem vielzitierten Satz: „Der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker' sein, einer, der etwas ‚erfahren' hat, oder er wird nicht mehr sein." Hierin drückt er aus, dass eine Erneuerung des Gottesbildes und damit auch der Religion nötig ist, zu der eine persönliche Erfahrung des eigenen inneren Grundes gehört, wenn der religiöse Glaube auch in Zukunft für den Menschen eine Rolle spielen soll. Und hier ist die Mystik sicherlich ein möglicher Weg, der im Christentum schon immer, wenn auch oft im Verborgenen, seinen Platz hatte, der gerade in letzter Zeit wieder zunehmend ins Bewusstsein kommt und damit unserem religiösen Leben einen neuen spirituellen Impuls geben kann.

LITERATUR

Klaus Mattheß: Einssein mit Gott – Facetten der Mystik. BoD, Norderstedt 2020, 276 Seiten, Euro 12,–.

Besser alles verbieten?

Warum es gute theologische Argumente für die Legalisierung von Cannabis gibt

ALEXANDER DIETZ

Die evangelische Ethik hat in den vergangenen Jahrzehnten bei den Themen selbstbestimmte Sexualität und selbstbestimmtes Sterben dazugelernt. Das sollte sie auch im Umgang mit bewusstseinsverändernden Substanzen, meint der Systematische Theologe und Diakoniewissenschaftler Alexander Dietz aus Hannover.

An der Frage des rechtlichen Umgangs mit Cannabis scheiden sich in Deutschland die Geister. Ziemlich genau die Hälfte der Bevölkerung spricht sich entschieden für eine Legalisierung aus, die andere Hälfte dagegen. Nachdem bereits seit 2017 die Verwendung von Cannabis zu medizinischen Zwecken möglich ist, hat die Ampel-Koalition in ihrem Koalitionsvertrag von 2021 in Aussicht gestellt, die kontrollierte Abgabe von Cannabis zu Genusszwecken an Erwachsene zu ermöglichen. Im April dieses Jahres hat sich die Bundesregierung auf die Eckpunkte eines entsprechenden Gesetzes geeinigt. Damit wurde ein neues Kapitel in der jahrzehntelangen gesellschaftlichen Diskussion aufgeschlagen, die leider häufig von Ideologien geprägt ist.

Rauschhafte Zustände, die durch bewusstseinsverändernde Praktiken wie Meditation, Askese, Tanzen, Trommeln oder Substanzen (Alkohol und andere Drogen) hergestellt werden, gehörten als offenbar allgemeinmenschliches Phänomen schon immer zu allen Kulturen. Meist waren sie mit Religionen verbunden, da sie nicht zuletzt Bedürfnisse befriedigen, die religiös genannt werden können wie Erfahrungen von Einheit, Transzendenz, Sinn und Erfüllung. Die ältesten bewusstseinsverändernden Substanzen in der religiösen Praxis sind wahrscheinlich Cannabis und Alkohol.

Im Christentum wurden und werden ekstatische Zustände nicht immer abgelehnt. Man denke an bestimmte spirituelle Phänomene in den frühen Gemeinden (1 Korinther 14), die von der pfingstlich-charismatischen Bewegung wiederentdeckt wurden, oder an die mittelalterliche Mystik: Teresa von Avila verglich die Seele mit einem Weinkeller, in dem wir uns am Wein der göttlichen Gnade berauschen dürfen. Phänomene wie die regelmäßigen kirchlichen Saufgelage in der englischen mittelalterlichen Kirche stellen gleichwohl eine kirchengeschichtliche Ausnahme dar.

In den vergangenen hundert Jahren entstanden mehrere kleinere christlich-synkretistische religiöse Bewegungen, in denen anstelle des Alkohols andere Drogen eine sakramentale Rolle spielen. In der Native American Church erleben Angehörige der indigenen Völker Nordamerikas gemeinsam religiöse Visionen infolge einer Einnahme des meskalinhaltigen Peyote-Kaktus. In den in Brasilien entstandenen Ayahuasca-Kirchen spielt die Einnahme eines psychedelisch wirkenden Pflanzensuds eine zentrale Rolle. Und im aus Jamaika stammenden Rastafarianismus wird gemeinsam rituell Cannabis konsumiert als Teil der Gottesverehrung, als Meditationshilfe und als Ausdruck eines Lebens im Einklang mit der Natur.

Teil der Gottesverehrung

Religiöse Erfahrungen gehören zur Geschöpflichkeit des Menschen, sind eine Form der Selbsterfahrung und auch durch Drogen nie vollständig verfügbar. Nach dem Philosophen Peter Sloterdijk hat die traditionelle Verbindung von Religion und Rausch und Drogen in der Vergangenheit dazu geführt, dass der Rausch sinnvoll eingebettet und darum weniger riskant und stattdessen stärkend gewesen sei. Erst durch das Auseinanderfallen von Religion und Rausch sei es zu Suchtphänomenen, Verunsicherung und der Vergötzung von Drogen gekommen.

Die Plausibilität dieser These zeigt sich beispielsweise rückblickend in katholischen Karnevalstraditionen. Der religiös eingehegte Umgang mit Alkohol und anderen Drogen kann auf der Grundlage jahrtausendealter Erfahrungen Lebensrhythmen, Gemeinschaft, Selbstkontrolle und Eigenverantwortung, Sinn- und Identitätsfindung stärken. Indem heute der Rausch in unseren Vorstellungen von Religion und Gesellschaft nicht mehr vorgesehen ist, unterbleiben bestimmte lebensdienliche Erfahrungen ebenso wie eine notwendige Einhegung bestimmter Phänomene. In diesem Sinne konnte der Praktische Theologe Manfred Josuttis im Jahr 1972 den mittlerweile unvorstellbaren Vorschlag machen, dass von der Kirche Freiräume bereitgestellt werden müssten, in denen man unter Anleitung und Kontrolle das Abenteuer der Droge beginnen könne.

Jesus wurde aufgrund seines Lebensstils von seinen Gegnern als „Weinsäufer" beschimpft (Matthäus 11,19), auf der anderen Seite warnen neutestamentliche Texte vor Alkoholismus (1 Korinther 5,11). Das darin deutlich werdende Ideal eines maßvollen Umgangs mit Genussmitteln zwischen den Extremen leibfeindlicher Abstinenz und schädlicher Gier war auch für Martin Luther selbstverständlich. Er konnte den Wein als gute Gabe Gottes preisen, sich über Christen, die ein Alkoholverbot forderten, lustig machen und gleichzeitig den „Saufteufel" als großes gesellschaftliches Problem benennen. Diese unverkrampft-lebensbejahende Ausgewogenheit hielt Johannes Calvin nicht durch. Er plädierte für eine asketische Lebensreglementierung und ließ die Genfer Wirtshäuser schließen.

Zwischen Abstinenz und schädlicher Gier – für Martin Luther war ein maßvoller Umgang selbstverständlich.

Calvinistisches Ethos

Leider war es dieses Gesicht des Protestantismus, das geschichtlich wirkmächtig wurde. Wie der Politikwissenschaftler Tilmann Holzer zeigte, wurde die moderne Drogenpolitik maßgeblich durch ein calvinistisch-puritanistisches Ethos beeinflusst. Protestantische Missionare waren die entscheidenden politischen Akteure

bei der Entwicklung einer Anti-Opium-Bewegung im späten 19. Jahrhundert, aus der im 20. Jahrhundert die entsprechenden Konferenzen und schließlich ein internationales Drogenverbot hervorgingen. Die puritanisch-ethische Argumentation, mit der sich die Bewertung jeglicher Verwendung bewusstseinsverändernder Substanzen als Genussmittel als grundsätzlich illegitim durchsetzte, wurde erst viel später von der Volksgesundheits-Argumentation und zuletzt von der der Jugendprävention abgelöst.

Einseitige Verkopfung

Dass evangelische Ethik das Thema heute scheinbar ausschließlich unter der Kategorie „Verbot gesundheitlicher Selbstschädigung" abhandeln zu können glaubt, macht die einseitige Verkopfung, Erfahrungs-Verarmung und Genussfeindlichkeit unserer Theologie und Kirche deutlich. Was bleibt vom Leben übrig, wenn wir alles, was potenziell gesundheitsschädlich ist, verbieten?

Evangelische Ethik setzt anstelle klerikaler Bevormundung sowie eines paternalistischen Verständnisses von Ethik und Politik auf das individuelle Gewissen sowie auf Selbstbestimmung. An dieser Stelle ergänzen Theologinnen und Theologen reflexartig: Aber Selbstbestimmung muss aus theologischer Sicht stets auch als beziehungsorientiert, begrenzt, auf Ermöglichung angewiesen und durch Fürsorge ergänzungsbedürftig angesehen werden. Das darf aber nicht dazu führen, dass wir die Selbstbestimmung als zentralen Wert aus den Augen verlieren. Im Blick auf die Frage nach dem rechtlichen Umgang mit Cannabis beispielsweise bleibt bei einem vollständigen Verbot kein Selbstbestimmungsspielraum übrig. So wie evangelische Ethik in den vergangenen Jahrzehnten bei den Themen selbstbestimmte Sexualität und selbstbestimmtes Sterben dazugelernt hat, sollte sie auch im Umgang mit bewusstseinsverändernden Substanzen bereit sein dazuzulernen.

Das Selbstbestimmungsargument darf nicht vorschnell dem Verdacht eines gott- und mitmenschenvergessenen Egoismus ausgesetzt werden, verweist es doch auf den Inbegriff ethischer Reflexivität und Personalität. Evangelische Ethik setzt außerdem anstelle von Gesetzlichkeit auf einladende Leitbilder. Überwindet man – trotz verbreiteter Tabuisierung – das undifferenzierte Vorurteil, dass ein selbstverantworteter und sozial verträglicher Umgang mit Alkohol und/oder allen anderen Drogen grundsätzlich unmöglich sei, kann über Kriterien für einen solchen Umgang sowie über deren Voraussetzungen nachgedacht werden.

Als Hauptargument gegen eine Legalisierung von Cannabis wird heute regelmäßig der Jugendschutz genannt. Im Kontext von Kirche und Diakonie wird dieses Argument häufig noch theologisch überhöht mit dem Verweis auf die besondere christliche Verantwortung und Option für die Armen und Schwachen. Allerdings sind hier verschiedene vulnerable Gruppen zu berücksichtigen. Schon aus historischen Gründen sollte eine paternalistische restriktive Drogenpolitik nicht gerade mit dem befreiungstheologischen Leitgedanken der Option für die Armen legitimiert werden. Denn die Geschichte der Stigmatisierung von Drogengebrauch ist eng mit Kolonialismus und Rassismus verwoben.

So wurde Opium im 19. Jahrhundert von vielen chinesischen Einwanderern in den USA konsumiert, was dazu führte, dass das Opium verboten wurde, um Chinesen zu marginalisieren und zu stigmatisieren. Die strafrechtliche Verfolgung von Drogenkonsumierenden wurde im gesamten 20. Jahrhundert und wird bis heute zur Diskriminierung und Kontrolle ethnischer Minderheiten instrumentalisiert.

Diskriminierte Minderheiten

Der Rastafarianismus entstand als eine Art Befreiungstheologie, um den ärmsten Schwarzen eine positiv besetzte Identität im eurozentrisch-rassistischen Umfeld Jamaikas anzubieten. Von Anfang an wurden Rastafari aufgrund ihres Cannabiskonsums kriminalisiert und strafverfolgt. Denkt man an diese Opfer von Rassismus, an die Personen, die einen unproblematischen Konsum praktizieren und durch die Kriminalisierung Belastungen und unverhältnismäßigen Schaden erleiden (beispielsweise Arbeitsplatzverlust), sowie an die Suchtkranken, die durch die Kriminalisierung schwerer Zugang zu therapeutischen Angeboten finden und zusätzliche Belastungen sowie gesellschaftliche Ausgrenzung erfahren (oftmals auch in Kirchengemeinden!), dann ergibt sich aus der besonderen Verantwortung für die Schwachen das Plädoyer für eine Legalisierung von Cannabis. Aus der in 1 Korinther 8 geforderten besonderen Rücksichtnahme auf die Schwachen würde – gemäß der Argumentation des Paulus – lediglich folgen, dass die starken Christen, die erkannt haben, dass sie guten Gewissens Cannabis konsumieren dürfen, nicht die schwachen Christen, die dabei noch ein schlechtes Gewissen haben, dazu verleiten sollen, gegen ihr Gewissen zu handeln.

Und natürlich muss auch der Jugendschutz bei der Cannabis-Gesetzgebung angemessen berücksichtigt werden. Wie hilfreich reine Verbote dabei sind, ist umstritten. Momentan nimmt der Missbrauch legaler Drogen durch Jugendliche in Deutschland ab, während der Missbrauch illegaler Drogen zunimmt. In anderen Ländern sind jedoch auch gegenteilige Effekte belegt. Entscheidend ist wohl die Präventionsarbeit beziehungsweise Drogenmündigkeits-Erziehung. Die aktuelle Gesetzesvorlage berücksichtigt den Jugendschutz in vielfältiger Weise im Blick auf Alterskontrollen, Abgabebegrenzungen, lokale Konsumverbote, Jugendschutzbeauftragte, Werbeverbote und Präventionsprogramme. Das ist plausibler, als alles, was für Jugendliche noch nicht geeignet ist, gänzlich zu verbieten.

Foto: picture alliance

Mit der reformatorischen Zwei-Regimente-Lehre hat die evangelische politische Ethik einen bis heute wertvollen Orientierungsmaßstab, mit dem sich insbesondere Fehlentwicklungen im Blick auf angemessene Ziele und Mittel staatlichen Handelns identifizieren lassen. Der Staat soll für Recht und Frieden sorgen, aber keine irdische Heilsordnung zu errichten trachten, auch keine Gesundheitsdiktatur und auch keine moralische Bevormundungsanstalt. Der Staat darf Gesetze erlassen, die die Freiheit der Menschen einschränken, und diese mit Zwang durchsetzen, allerdings nur als Ultima Ratio zur Sicherung von Rechtsgütern, die ein ungefährdetes Zusammenleben gewährleisten. Ein Einsatz des Strafrechts zur Durchsetzung bestimmter Moralvorstellungen und zur moralischen Erziehung widerspricht dem Selbstverständnis eines freiheitlich-demokratischen Rechtsstaats, der von mündigen Rechtssubjekten ausgeht, die man nicht vor sich selbst schützen muss.

Das paternalistische Ausnahmerecht im Blick auf (bestimmte) Drogen basiert auf der empirisch falschen Annahme, dass jeglicher Konsum aller im Gesetz aufgeführten Substanzen ausnahmslos zu Kontrollverlust und Abhängigkeit führe und deshalb nicht eigenverantwortlich sein könne. Die Juristin Franziska Maubach zeigte in ihrer in diesem Jahr erschienenen 800-seitigen Dissertation detailliert auf, dass ein Schutz relevanter Rechtsgüter durch das Verbot von Cannabis nicht plausibel gemacht werden könne, insbesondere dann nicht, wenn man die Gesundheits-, Abhängigkeits- und Gewaltrisiken von Cannabis und Alkohol nüchtern vergleiche. Wo der Konsum bewusstseinsverändernder Substanzen zur Gefährdung des Zusammenlebens beiträgt, indem er beispielsweise Kriminalität befördert, wären differenzierte strafrechtliche Beschränkungen natürlich legitim – ebenso wie im Blick auf Aspekte des Jugendschutzes.

Gespaltene Diakonie

Auch in der Diakonie ist die Meinung gespalten. Während die Straffälligenhilfe (genauso wie die Gefängnisseelsorge) auf die möglichen Vorteile einer Legalisierung von Cannabis hinweist, weist die Suchtkrankenhilfe auf die möglichen Gefahren hin. Dies lässt sich wohl relativ einfach damit erklären, dass es die jeweiligen Sozialarbeitenden den ganzen Tag mit speziellen Adressatinnen und Adressaten zu tun haben und dass daraus leicht eine verzerrte Sicht auf das Gesamtphänomen resultieren kann.

Wie Julian Petkov in seinem Aufsatz „Diakonie und Prohibitionspolitik" von 2012 darstellte, profitiere die Diakonie als einer der wichtigsten Anbieter präventiver und therapeutischer Maßnahmen von der prohibitiven Drogenpolitik. Eine emotionalisierende Betonung des Gefährdungspotenzials erhöhe die eigene Bedeutung, darum werde eine Stigmatisierung der Betroffenen in Kauf genommen, anstatt differenzierte Sichtweisen zu fördern. Gleichzeitig werde zu unkritisch mit Risiken legaler Drogen (verbreitete Medikamentenabhängigkeit in Einrichtungen der Altenhilfe) umgegangen. In vielen Arbeitsfeldern, beispielsweise der Behindertenhilfe oder der Kinder- und Jugendhilfe, hat die Diakonie in den vergangenen Jahren viel zur Überwindung von paternalistischen und entmündigenden Sichtweisen beigetragen. Im Bereich der Suchtkrankenhilfe, in dem ein großer Teil der Klientinnen und Klienten aufgrund staatlicher Repression an Maßnahmen teilnimmt (was auch zum Teil die wachsenden Fallzahlen erklärt) und in dessen Präventionsprogrammatik eine Machtbeziehung strukturell besonders deutlich angelegt ist, besteht hier noch Luft nach oben. Die hohe Qualität der Hilfe, die von Mitarbeitenden der Diakonie täglich in unzähligen Fällen geleistet wird, soll hier jedoch keineswegs in Frage gestellt werden.

Wenn die Diskussion um die Cannabis-Legalisierung etwas braucht, dann Versachlichung und Differenzierung. Hier könnte gerade evangelische Ethik einen wichtigen Beitrag leisten, da sie von ihrem Selbstverständnis her bescheiden (Begleitwissenschaft statt Bescheidwissenschaft), ideologiekritisch und moralisierungsfern sein will. Leider befasst sich die Theologie kaum mit dem Thema Drogen. Das letzte entsprechende Themenheft der *Zeitschrift für Evangelische Ethik* erschien 1974. Im Blick auf Drogen ist neben den verschiedenen Intensitäten und Formen der Wirkung unter anderem zu unterscheiden zwischen legalen und illegalen (für medizinische Zwecke oder als Genussmittel), zwischen stärker oder weniger stark gesundheitsgefährdenden und zwischen stärker oder weniger stark suchterzeugenden (physisch oder psychisch), außerdem zwischen problematischen und unproblematischen Konsumformen (diese Differenzierung wird besonders gerne unterschlagen), zwischen höheren oder weniger hohen Risiken einer Schrittmacherfunktion zu härteren Drogen sowie zwischen höheren oder weniger hohen Gefährdungspotenzialen für die Gesellschaft.

Die Diskussion um die Cannabis-Legalisierung braucht Versachlichung und Differenzierung.

Ob eine Droge zu den legalen oder illegalen gehört, lässt nicht auf ihre Gefährlichkeit schließen, sondern hat zufällige geschichtliche Ursachen und verändert sich immer wieder. Eine internationale Studie von 2015, die das Schadenspotenzial der gängigsten Drogen detailliert vergleicht, platziert Cannabis auf Platz acht mit 18 von 100 möglichen Schadenspotenzial-Punkten, Alkohol liegt auf Platz eins mit 72 Punkten. Und nein: Cannabis ist nicht harmlos, sein Genuss birgt gesundheitliche Risiken insbesondere für Jugendliche. Doch das gesundheitliche Risiko, das Abhängigkeitsrisiko, das Drogenkarriererisiko und das Risiko von Schäden für die Gesellschaft bei erwachsenen Gelegenheitskonsumenten sind relativ gering.

Bis zur künstlichen Befruchtung

Die Dissertation der Leipziger Theologin Kira Stütz analysiert die Selbstpräsentation evangelischer Pfarrer:innen auf Instagram: Weniger Text, Bilder müssen sein

Die Smartphone-App Instagram wird von etwa einem Drittel der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren genutzt. Wie sich Pfarrerinnen und Pfarrer darin präsentieren, erforscht die Theologin Kira Stütz aus Leipzig.

Foto: Maike Glöckner

Im Sommer 1994 bin ich in Lüdenscheid geboren worden, hinein in eine Familie, die nicht besonders christlich geprägt war. So bin ich zwar als Baby getauft worden, aber schon bei meinem jüngeren Bruder haben meine Eltern auf eine Säuglingstaufe verzichtet. Dennoch bin ich langsam, etwa durch den Kindergottesdienst, näher mit der Kirche in Kontakt getreten. In der Konfirmand:innenzeit habe ich dann endgültig Fuß gefasst, habe Kindergottesdienste organisiert und Gruppen geleitet, insgesamt habe ich hier viel Freiraum erfahren. Ebenso wichtig war ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer Gemeinde in Nordengland, in der ich auch predigen durfte. Deshalb (und weil ich zumindest das Latinum schon in der Schule gepackt hatte) habe ich es mir zugetraut, Theologie zu studieren, zuerst in Heidelberg, dann in Leipzig und Halle/Saale, auch um mich auf Entdeckungsreise zu meinen ostdeutschen Wurzeln zu machen, weil fast alle meine Großeltern ursprünglich aus Ostdeutschland stammten.

Meine Examensarbeit habe ich vor fast drei Jahren bei Professor Alexander Deeg in Leipzig darüber geschrieben, wie Pfarrer:innen auf Instagram kommunizieren, weil mir aufgefallen war, wie viel dort in dieser Hinsicht digital passiert. Uns beiden wurde schnell klar, dass in dem Thema noch viel mehr steckt – und so kreist auch meine Doktorarbeit darum. Ihr Titel lautet: „Öffentliches Amt und digitale Inszenierung. Eine qualitativ-empirische Studie zur Selbstpräsentation evangelischer Pfarrer:innen auf Instagram."

Hierbei ist folgende Forschungsfrage zentral: Wie sieht das Pfarramt als ein genuin öffentliches Amt in Zeiten der Digitalität aus? Ich selbst bin seit 2014 bei Instagram. Instagram als solches ist als Teil der Social Media von hoher Bedeutung, der Gebrauch ist enorm: Die Smartphone-App wird laut der Onlinestudie 2022 von ARD und ZDF von etwa 31 Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren genutzt. Die Nutzung in der Altersgruppe der 14- bis 29-Jährigen beträgt sogar rund 74 Prozent, so dass Instagram unter den Social-Media-Anwendungen in dieser Altersspanne auf dem ersten Platz rangiert.

Wie es für das Medium Instagram üblich ist, posten auch die Pfarrpersonen Bilder, Storys und Videos, fügen diesen Bildunterschriften hinzu und treten mit ihrer Followerschaft in Kontakt. Hashtags wie *#digitaleKirche* und *#wasPfarrerinnenSoMachen* werden tausendfach bedient, um sich zu vernetzen oder sichtbar zu machen. Auch die Instagram-Namen der Pfarrpersonen verweisen auf den thematischen Kontext ihrer Social-Media-Aktivität, denn sie heißen *pfarrerausplastik*, *seligkeitsdinge* oder *ja.und.amen*. Die Themen, die die Pfarrer:innen einbringen, sind divers. Häufig gewähren sie Einblicke in ihren Alltag und ihren Beruf, initiieren Debatten und Austauschmöglichkeiten oder signalisieren durch den Hashtag *#ansprechbar* ihre Bereitschaft für seelsorgliche Gespräche. Manchmal entsteht ein Netzwerk, das Raum auch für Andachten und Gebete bietet.

Einige der auf Instagram aktiven Pfarrer:innen erreichen mit ihren Accounts mehrere tausend meist jüngere, Nutzer:innen. Manche so genannte Sinnfluencer:innen haben 20 000 bis 40 000 Follower, da ist auch leicht eine eigene Handschrift erkennbar. Der Account *seligkeitsdinge* etwa

hat derzeit rund 41 000 Follower. Spannend wird es für mich ab etwa 1 000 Nutzer:innen, da hier deutlich wird, dass der Raum, den sie ansprechen, deutlich über ihre eigene Gemeinde hinausgeht. Die Motive, weshalb Pfarrer:innen bei Instagram aktiv werden, sind unterschiedlich. Häufiger waren sie schon vorher dort vertreten, öffnen diesen Raum aber nun für ihre neue pastorale Rolle. Das lässt sich dann etwa so zusammenfassen: Ich bin hier mit meiner ganzen Person. Andere Pfarrpersonen agieren auf Instagram eher in Reaktion auf einen Relevanzverlust der Kirche: Sie wollen erreichbar sein auch außerhalb der klassischen Kirchenszene. Manche Pfarrpersonen nutzen Instagram konzentriert in ihrer Rolle als Seelsorger, posten Gebete oder Reels (also Kurzvideos von maximal 90 Sekunden Länge) oder stehen für Gespräche zur Verfügung. Auch der (ungeschönte) Einblick in den Berufsalltag ist für viele ein Ziel. Das kann dann etwa so gehen: Ah, ich komme gerade von einer Beerdigung, nichts ist fertig, aber ich esse jetzt erst einmal aus Frust ein Eis auf dem Sofa!

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

Mittlerweile gibt es Pfarrer:innen, die für ihre Social-Media-Arbeit Stellenanteile haben. Ein prominentes Beispiel ist das lesbische Pfarrerinnenpaar unter dem Namen *Anders Amen*, das auf YouTube und Instagram zum Teil ziemlich persönliche Dinge thematisiert, etwa über ihren gemeinsamen Versuch, mit einer künstlichen Befruchtung ein Kind zu bekommen. Der Anspruch auf Professionalität ist bei diesen beiden Pfarrerinnen dabei schon so hoch, dass sie ein eigenes Studio haben.

In Bezug auf Professionalität und das Bedienen appinterner Logiken variieren die Accounts der Pfarrer:innen enorm. Auch die Intensität persönlicher oder gar privater Einblicke unterscheidet sich bei den verschiedenen Personen. Die Wortlastigkeit, für die besonders protestantische Pfarrer:innen bekannt sind, lässt sich oft auch auf Instagram finden. Da sind dann die Bildunterschriften so im Fokus, dass das Foto nebensächlich scheint – dabei ist Instagram zuerst ein visuelles Medium. Während meiner Recherchen fällt mir zudem immer wieder auf, dass gerade eher fundamentalistisch angehauchte Instagram-Accounts der instagramesken Ästhetik mehr Gewicht geben und dadurch auf den ersten Blick professioneller erscheinen – auch wenn der Schein trübt.

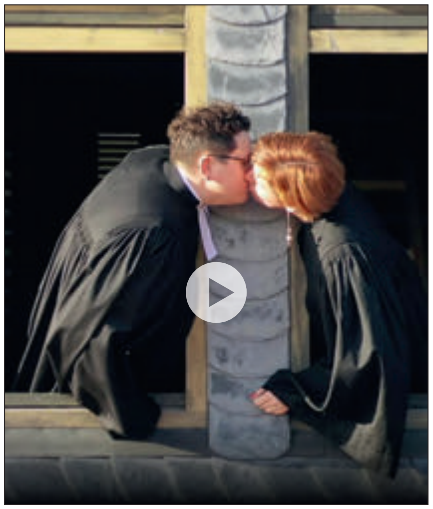
Wenn auch mein Fokus weniger auf der Rezipient:innenebene liegt, gehe ich davon aus, dass die Instagram-Auftritte von Pfarrer:innen vor allem junge Leute zwischen Mitte zwanzig und Ende dreißig erreichen, oft entspricht die Zielgruppe in etwa der eigenen Altersgruppe. Allerdings liegt mein Forschungsfokus ganz auf der Seite der pastoralen Selbstpräsentation. Eine sich daraus ergebende pastoraltheologische Frage ist beispielsweise die, ob durch Instagram die mühsam erstrittene Trennung von Privatleben und Beruf bei Pfarrpersonen untergründig wieder brüchig wird. Denn Instagram lebt ja häufig gerade davon, dass diese lange Zeit fehlende Trennung, die zu viel Burnout bei Pfarrer:innen geführt hat, wieder aufgehoben wird. Und so wird beispielsweise der gepostete Wäscheberg zum Symbol der Frage, ob hier der Pfarrer auf Instagram postet oder die Privatperson, die eben auch Pfarrer ist. Getreu dem Motto: Die Wäsche türmt sich, aber die Gnade waltet trotzdem.

Aufgezeichnet von Philipp Gessler

Für Sie reingeschaut

Anders Amen

Der Instagramaccount *Anders Amen* hat 27 500 Abonnenten. So stellen sich die Macherinnen vor: „Hi! Wir sind Ellen und Steffi von Anders Amen. Wir sind queer, miteinander verheiratet und Pastorinnen. Wir haben ein ❤ für queere Menschen. In unseren Vlogs seid ihr mittendrin in unserem Alltag. An der Bar laden wir spannende Gäste auf einen Gin ein. Dabei sprechen wir über aktuelle Themen, die euch und uns beschäftigen. Und in unseren Q&A's gehen wir auf all eure Fragen ein. ‚Bleibt behütet' ✧“
Zum Hintergrund: Steffi und Ellen Radtke sind seit zehn Jahren in eingetragener Lebenspartnerschaft verbunden und seit rund fünf Jahren verheiratet. Seit 2020 sind sie auch erfolgreiche Youtuberinnen. Über Jahre haben sie in der evangelischen Kirchengemeinde in Eime (Kreis Hildesheim in Niedersachsen) gewirkt. Mit ihrer Tochter Fides sind sie auf eine längere Weltreise gegangen, obwohl zugleich ein weiteres Kind unterwegs war, wie sie auf ihren Videos erklärten. Dies sind bevorzugte Hashtags: *#yeet, #kirche, #queer* und *#andersamen*.



Weitere Infos: *Instagram: www.instagram.com/andersamen*
Facebook: www.facebook.com/ellenundsteffi

Klimafragen im Museum

Mannheimer Kunsthalle zeigt die große Ausstellung „1,5 Grad“

THOMAS GROSS

Um „Verflechtungen von Leben, Kosmos, Technik“ geht es in der neuen Schau der Mannheimer Kunsthalle. Mehr als 200 Werke werden unter dem Titel „1,5 Grad“ aufgeboten, eigener Bestand ebenso wie Leihgaben; einige Arbeiten wurden extra für die Ausstellung angefertigt. Der Kulturjournalist Thomas Groß hat sich die Präsentation angesehen.

Das Ausstellungshaus in Mannheim heißt noch immer Kunsthalle. Die derzeit dort gezeigte Schau trägt den Titel „1,5 Grad“, und wie ihr Name weiter besagt, geht es darin näher um „Verflechtungen von Leben, Kosmos, Technik“. Und die Kunst? In einer Ankündigung zu dem Ausstellungsprojekt steht der Begriff „Kunstwerke“ erstmals in der sechsten Zeile. Am Anfang liest man die kaum noch bestreitbare Feststellung: „Die Klimakrise nimmt auf alle Lebensbereiche Einfluss!“ Also, so schließt man, betrifft das eben auch die Kunst. Erwähnt wird zudem das Ziel der Pariser Klimakonferenz von 2015, die Erderwärmung um die Titel gebenden 1,5 Grad zu begrenzen, damit negative Folgen beherrschbar bleiben – und dass dieses Ziel kaum noch zu schaffen ist.

Dass sich die Kunst einem landläufigen Zweckdenken und bekannten Anschauungs- und Verständnisweisen beharrlich widersetzen würde, wie es auf ihre Weise auch Theoretiker wie Theodor W. Adorno und Martin Heidegger betonten, gilt für die zeitgenössische Kunstproduktion ja nur noch zum Teil. Und erst recht das internationale Kunstschaffen verlangt eine Variation hergebrachter, eurozentrischer Deutungskriterien. Auch das bestätigt diese Schau. Konkrete zeitgeschichtliche Bezüge waren freilich nie ausgeschlossen. Hier nun wurden die Exponate danach ausgewählt, ob sie (irgendwie) zum Klimakomplex passen.

Foto: Markus Tretter/© Otobong Nkanga, Kunsthaus Bregenz

Stahlwerks von Eugen Bracht, das mit seinen rauchenden Schloten auf heutige Betrachter recht bedrohlich wirkt. Farbige Markierungen im Neu- und Altbau des Museums weisen bestimmte Werke dem 1,5-Grad-Komplex zu.

Rauchende Schlote

Die Grafikausstellung „Das Insekt", die etwas später im Jugendstil-Trakt eröffnet wurde und detailverliebt die Kleinlebewesen in Szene setzt, wird ebenfalls dem Klimaprojekt zugerechnet. Das Ganze ist zudem eine Kooperation mit der Mannheimer Bundesgartenschau, auf deren Gelände auf Spinelli, einer städtischen Konversionsfläche, zwei ebenfalls zur Ausstellung zählende Installationen auf Besucher warten. Dem Leitbegriff des ökologischen Gleichgewichts sind die begehbaren Arbeiten noch besonders verpflichtet, schließlich beansprucht die Gartenschau, die nachhaltigste ihrer Art zu sein. Die Installation von Olaf Holzapfel ist aus nachwachsenden Rohstoffen gefertigt, diejenige von Fabian Knecht versetzt in ihrem Inneren in ein Pflanzenreich.

Der mit Abstand größte Teil der Schau findet sich indes im Museumsneubau. Dort ist er in unterschiedlicher Größe auf allen Etagen vertreten und in so genannte Fragmente aufgeteilt. Das darf man als zweifache Anspielung verstehen – darauf, dass auch kleinere Beiträge zum nachhaltigen Gesamtziel eine Würdigung verdienen und dass man sich ihm auf ganz verschiedene Weisen nähern kann. Im Auditorium beginnt der Rundgang mit einer Videoinstallation des Spaniers Daniel Canogar: Was hier komplex und farbig vor dem Auge des Betrachters vorüberfließt, sind die visualisierten Daten des gesamten deutschen Energieverbrauchs vom jeweiligen Vortag. An der Wand daneben hängt eine weitere Installation von Fabian Knecht, bestehend aus Thermometern. Mit Ausnahme von einem geben sie in Form von blauen Säulen zu niedrige Temperaturen an; das eine aber zeigt die tatsächliche Raumtempera-

Lassen sich solche Arbeiten als künstlerischer Aktivismus charakterisieren?

Otobong Nkanga, Unearthed – Twilight, 2021, Tapisserie, Kunsthaus Bregenz (oben). Rechts: Eugen Bracht, Hoeschstahlwerk, Dortmund, Mittagspause, 1906, Öl auf Leinwand, Kunsthalle Mannheim.

Mehr als 200 Werke werden aufgeboten, aus eigenem Bestand ebenso wie Leihgaben; einige Arbeiten wurden eigens für die Ausstellung angefertigt. Und über den ästhetischen Mehrwert einzelner Exponate lässt sich, wie gewohnt, auch streiten. Die Fotoinstallation „Covering" von Marianna Simnett, die den arrangierten Begattungsvorgang zwischen einem Deckhengst und einer Pferdestute dokumentiert, ist dafür ein auffälliges Beispiel.

Außer neuen Arbeiten wird auch der ältere Sammlungsbestand aufgerufen, eine expressionistische Naturdarstellung von Ernst Ludwig Kirchner etwa oder die nüchtern-neusachliche Ansicht eines

Foto: Kunsthalle Mannheim

tur, nachdrücklich in der Signalfarbe Rot. Lässt sich solch eine Arbeit als künstlerischer Aktivismus charakterisieren? Was sich im Erdgeschoss daran anschließt, haben die Ausstellungsmacher jedenfalls so genannt. Aber natürlich stößt man hier nicht auf eigentlichen, direkten Protest, sondern zunächst auf eine begehbare Installation des Brasilianers Ernesto Neto. Der Boden und die aus Seilen geflochtene Decke sind durch Stricke verbunden. Wer dabei Lianen assoziiert, denkt rasch auch an den Ur- und Regenwald, dessen Bedeutung fürs ökologische Gleichgewicht kaum zu überschätzen ist.

Gehäkelte Bilder

Was auf diese Arbeit folgt, beeindruckt ebenfalls mit sinnlicher Qualität: Die Argentinierin Guadalupe Miles porträtiert in einer Fotoserie die indigenen Gruppen der Wichi und Chorote, die unter der Umweltverschmutzung in ihrem angestammten Lebensraum besonders leiden. Farbenprächtig wirken daneben die aus Wolle und Kunstfasern gehäkelten Abbilder von Korallenriffs von Margaret und Christine Wertheim. Dass ein politischer Akzent auch Ironie nicht ausschließt, zeigt der „Rat Singer" von Romuald Hazoumé. Aus einem Meer aus Benzinkanistern ragt die Spitze eines sinkenden Bootes empor; eine noch dort ausharrende Ratte mit Sonnenbrille steht auf Geldkoffern und setzt an zum womöglich rettenden Sprung. Eine zusätzliche Note verleiht dieser Arbeit die formale Nähe des Arrangements zur Land-Art, die in der Schau an anderer Stelle durch Richard Long repräsentiert ist.

Am meisten beeindruckt im Erdgeschoss „Controlled Burn", eine Videoinstallation von Julian Charrière, die kosmische wie auch apokalyptische Assoziationen weckt und auf einem Feuerwerk basiert, das mit mehreren Kameras aufgenommen wurde und vor dem Auge rückwärts abläuft. Ob sich Naturmächte wirklich kontrollieren lassen von begrenzten Wesen wie dem Menschen, fragt man sich hier und stößt im folgenden „Fragment" der Schau dann auf eher nüchterne Akzentuierungen dieser Frage. Unter dem Titel „Labor" werden auch neue Technologien künstlerisch aufgegriffen und als Lösungsansätze präsentiert. Mit ihnen verbindet sich die Hoffnung, der Welt bewahrend beizustehen, statt sie immer nur weiter auszubeuten. Die dänische Künstlergruppe Superflex dokumentiert ihr Engagement für ökologische Biogasanlagen, während die griechische Künstlerin Kyriaki Goni auf beeindruckende Art grafisch die Idee illustriert, große Datenmengen in der DNA von Pflanzen zu speichern, was zumindest helfen könnte, Unmengen an Strom zu sparen. In diesem Kontext verdient auch ein fast vierzig Jahre altes Werk aus der Mannheimer Sammlung Erwähnung: Jannis Kounellis' unbetiteltes Arte-povera-Objekt aus staubigen Kohlesäcken erinnert daran, dass fossile Energieträger an sich ja ein neutraler Teil der Natur sind.

Um Land und Meer geht es dabei, um den Raubbau an beidem und um menschliche Opfer.

Für übergeordnete Perspektiven steht dann besonders ein Raum im Obergeschoss. Anselm Kiefers Zyklus mit Sternenbildern sowie sein Bildrelief „Jaipur" erhalten hier ein ebenfalls großformatiges und gleichsam erdendes Gegenstück in Form einer Tapisserie der nigerianischen Künstlerin Otobong Nkanga; um Land und Meer geht es dabei, um den Raubbau an beidem und um menschliche Opfer. Ja, der Mensch: Irgendwie steckt er hier hinter allem, bleibt aber oft unsichtbar, wofür stellvertretend der gut sichtbar platzierte „Filzanzug" von Joseph Beuys steht. Dessen namenloser Träger ist gleichsam hinzuzudenken, doch kommt es auf ihn gerade auch in puncto Klimakrise an. Daran erinnert die Ausstellung „1,5 Grad" im Zusammenhang von Kunst und Ästhetik.

Fossiles Zeitalter

Anregungen und Kunsterlebnisse findet man hier reichlich. Und es bleibt kein Zweifel, dass es nicht genügt, mehr oder weniger bekannte Fragen aufzuwerfen. Wir brauchen auch rasch Antworten und Handlungskonsequenzen. Das alles wird übrigens vorgeführt, ohne näher auf den Begriff der Schöpfung zu rekurrieren. Grundüberzeugungen und Weltanschauungen gelten hier als sekundär. Wie viel Hoffnung man aus all dem schöpfen kann, ist auch im Lichte aktueller Ereignisse zu sehen. Russlands Krieg gegen die Ukraine wird ja gewissermaßen auch mit dem Ziel geführt, das fossile Zeitalter noch länger fortzuschreiben. Und das hat außer der humanen Katastrophe natürlich auch keine guten Folgen fürs Klima.

Foto: Henning Krause/© Marianna Simnett, Berlin

Marianna Simnett: Covering (bloodstock), 2020, Lenktikularanimation, Courtesy Marianna Simnett & Société, Berlin.

Kambi wird gesund

Wie geflüchtete Kinder ihre Traumata überwinden können

TEXT: JAN RÜBEL · FOTOS: SASCHA MONTAG

In München erforschen und behandeln Wissenschaftler erstmals systematisch die Traumata, die Krieg und Verlust Kindern zufügen. Eines von ihnen ist der achtjährige Kambi. Jan Rübel und Sascha Montag haben ihn drei Jahre lang begleitet.

Der Superheld Captain America brauchte 70 Jahre Kälteschlaf, um wieder zu seiner Kraft zu kommen, sein Fan Kambi Gilo, so soll er in diesem Text heißen, schafft es womöglich in vier Jahren. Der Junge, acht Jahre alt, hüpft mit einem Schutzschild aus Plastik durch einen Wohncontainer am Stadtrand Münchens und baut sich vor dem Sofa auf. „Ich beschütze euch“, ruft er. Seine Mutter und seine Oma machen verzückte Gesichter. Der Junge eifert amerikanischen Superhelden nach, Spiderman, Iron Man, vor allem Captain America. Seine Wandlung kommt den beiden Frauen vor wie ein Wunder.

Drei Jahre zuvor, am 21. Januar 2020, war noch alles anders. An jenem Tag legte sich Kambi Gilo in einer ehemaligen Funkkaserne in München, in einer Zentralunterkunft für Geflüchtete, auf den Boden, hielt sich die Ohren zu und regte sich nicht mehr.

Er ist damals fünf. Es ist kurz nach neun Uhr am Morgen im Spielekreis, einem Zimmer voller Kinder, mit Regalen, Kinderbüchern und Spielzeug in allen Farben, die Wände tapeziert mit bunten Bildern. Eine der Erzieherinnen ermahnt zwei Jungen, die Pistolen aus Legosteinen gebaut und sich gejagt haben, weshalb andere Kinder sich die Ohren zuhalten und aussehen, als würden sie jeden Moment anfangen zu brüllen. „Schluss, hier nicht“, sagt die Erzieherin. Das Spiel mit Waffen ist hier niemals nur ein Spiel.

Dieser Spielekreis soll Kleinkindern, die mit ihren Eltern aus Syrien, Afghanistan oder Afrika geflohen sind, später auch aus der Ukraine, ein paar Stunden Sicherheit am Tag ermöglichen. Eine Zuflucht vor Angst und Erinnerungen, die die Kinder aus ihrer Heimat mitgebracht haben und die sie verfolgen. So ist es bis heute.

Ein Junge namens Omar macht sich daran, einen Schneemann aus Plüsch zu operieren. „Er hat Aua.“ Also sticht er mit dem Zeigefinger in den weißen Bauch, als nähe er eine Wunde.

Große Studie

„Nein, nein!“, schreit ein Mädchen namens Hana und schlägt um sich, weil eines der Kinder sie kurz an der Schulter angefasst hatte. Und Kambi liegt am Boden und achtet nicht auf die Erwachsenen, die sich zu ihm hinunterbeugen und ihn zu beruhigen versuchen. Zwei Kinder haben ihn gehänselt, ihm ein Spielzeug abgenommen. Er, ein Sohn aus einer kenianischen Familie, erst kürzlich mit seiner Mutter und seiner Oma von einem Schleuser nach München

gebracht, versteht damals kaum Deutsch und traut sich nicht, sich zu wehren.

Kambi und der Spielekreis sind Teil einer groß angelegten Studie. Ein gutes Dutzend Erzieher, Therapeuten und Wissenschaftler der Technischen Universität München und des Ulmer Uniklinikums versucht erstmals gezielt, die seelischen Erschütterungen zu ergründen und zu heilen, die Millionen Kinder weltweit durch Vertreibung, Krieg und Flucht erleiden.

Man kennt den Begriff posttraumatische Belastungsstörungen oder das Kürzel PTBS von Soldaten. Man kennt ihn vielleicht noch von Schulkindern und Jugendlichen, die einen schweren Unfall oder eine Vergewaltigung erlebt haben. Was es dagegen bisher kaum gibt, sind Wissen und Hilfe für jüngere Kinder, die noch keine Worte für das Grauen haben, das sie erlebt und gesehen haben. Dabei betrifft es viele Kinder. Etwa 100 Millionen Menschen sind Schätzungen zufolge derzeit weltweit auf der Flucht, mehr als 42 Prozent sind jünger als 18 Jahre. Im Jahr 2022 wurden in Deutschland 20,4 Prozent aller Asylanträge für ein Kind gestellt, das noch keine sechs Jahre alt war.

Jeder fünfte Asylantrag wird für ein Vorschulkind gestellt.

Viele der Kinder haben Gewalt und Tod gesehen. Sie haben ihre Heimat verloren, manche auch ihre Eltern; sie haben in der Gefahr und auf der Flucht funktioniert. Und nun, in Sicherheit, kann ein harmloser Reiz, ein Geräusch, eine Geste, eine Berührung alles zurückholen. Die Münchner Wissenschaftler suchen nach Wegen, diesen komplizierten Teufelskreis des inneren Alarms zu ergründen und ihn zu durchbrechen. Das Forschungsvorhaben wie auch die Behandlung der Kinder hat eine private Initiative im Jahr 2016 angestoßen. Inzwischen zahlt die bayerische Staatsregierung jährlich

Durch gemeinsames Spiel und Tests ermitteln die Mitarbeiter der Münchener Einrichtung den mentalen Zustand der geflüchteten Kinder.

rund 50 000 Euro, die EU gab bisher rund 700 000 Euro. An jenem Morgen im Januar 2020 setzt Omar den frisch operierten Schneemann auf ein Bobbycar und schiebt ihn ins Krankenhaus. Hana atmet tief ein und aus und holt sich ein Wimmelbilderbuch, um sich zu beruhigen. Und Kambi bleibt am Boden liegen.

Ein halbes Jahr später, im September 2020, ordnet Andrea Hahnefeld das viele Papier auf ihrem Schreibtisch. Ihr Büro liegt in einem alten Gebäude mit viel hellem Stein und hohen Decken, der Linoleumboden dämpft das Geräusch der Schritte. Hahnefeld ist Psychotherapeutin und arbeitet an der TU München und in der sozialpädiatrischen Ambulanz eines Kinderzentrums.

Wettlauf mit der Zeit

Als Ersten erwartet sie Kambi, einen der Jungen, die Anfang des Jahres in den Spielekreis des Aufnahmezentrums Moosfeld kamen. Es ist eine seiner ersten Therapiestunden bei ihr. Hahnefeld leitet das Forschungsprojekt, sie koordiniert die Studien und die Sprechstunden mit den Kindern. Ihr Ziel ist es, ein Verfahren zu entwickeln, das die Leiden der Kinder frühzeitig erkennbar macht. Außerdem bietet sie eine Traumatherapie an, in der sie versucht, geflüchtete Kinder zu heilen. Das sei „ein Wettlauf mit der Zeit“, sagt Hahnefeld.

Kambi, noch immer fünf, betritt mit seiner Mutter, nennen wir sie Victoria, Hahnefelds Büro und setzt sich an einen runden Tisch. Im Januar 2019 bezahlte Victoria 1 500 Euro an einen Schleuser, der sie, ihren kleinen Sohn und ihre Mutter auf dem letzten Teil ihrer Flucht von Italien nach Deutschland brachte. Es ist eine verschlungene Geschichte, die sie, ihren Sohn und ihre Mutter nach München

Sein Opa war Kabinettsmitglied in Kenia, seine Mutter im nationalen Schwimmteam.

trieb. Ihr Vater war in Kenia Vizeminister mehrerer Kabinette, die Mutter leitete eine Mädchenschule. Als der Vater sie verließ und in eine einflussreiche Familie einheiratete, nahm er seine einzige Tochter mit, Victoria. Sie schwamm für die Jugendnationalmannschaft, schloss ein Studium der Betriebswirtschaft ab. Dann wurde Kambi geboren. Als der Vater vor einigen Jahren

Psychotherapeutin Andrea Hahnefeld koordiniert das Forschungsprojekt, das die Diagnostik bei geflüchteten Kindern verbessern soll. Ihre Empfehlungen halfen auch Kambi.

starb, forderte Victoria einen Teil seines Erbes ein. Damit, so sagt Victoria Gilo, hätten die Drohungen begonnen. Die Stiefmutter habe Männer geschickt, die ihr auflauerten und sie einschüchterten. Ihre Mutter sei zum Ziel mehrerer Anschläge geworden, die sie knapp überlebte. Die Mutter sei darüber krank geworden, an Leib und Seele.

So wurden Victoria Gilo, ihr Sohn und ihre Mutter drei Menschen von Hunderttausenden, die Zuflucht in Deutschland suchten. Sie fanden Unterschlupf in Obdachlosenheimen, mal gewährte eine Kirche ihnen ein paar Tage lang Asyl, mal eine deutsche Familie. Schließlich kamen sie in eine Erstaufnahme, viele Menschen, wenig Raum.

Hahnefeld will mit Kambi einen Test machen. Auf dem Tisch liegen vier Karten mit Tieren darauf. Drei zeigen Schweine, die vierte eine Ente. „Welches Bild passt nicht?", fragt Hahnefeld.

Kambi zeigt auf den Schnabel der Ente. Als er wenig später geometrische Formen nach einem bestimmten Muster legen soll, rutscht er unter den Tisch und ruft: „Ich verstecke mich."

Die Forscher haben in Leistungstests einen Intelligenzquotienten von gerade einmal 61 ermittelt, der Durchschnitt liegt etwa bei 100. Dabei, sagt Hahnefeld, sei der Junge aufgeweckt, sein Spielverhalten normal für sein Alter. So ist es oft. Hahnefeld und ihren Kollegen in der Ambulanz fiel auf, dass geflüchtete Kinder in Leistungstests auffallend schlecht abschnitten. Hahnefeld sagt, die meisten hätten keinerlei kognitive Schwierigkeiten. Doch etwas scheine sie zu blockieren. „Sie zeigten urplötzlich Überreaktionen, als ginge es um ihr Leben. So etwas hatten wir noch nie gesehen."

Kambi musste in den etwas mehr als eineinhalb Jahren seit seiner Ankunft in Deutschland achtmal mit seiner Mutter und Oma umzuziehen, von Unterkunft zu Unterkunft. Nun, im September 2020, sagt Hahnefeld, hätten die wechselnden Bedingungen dem Jungen zu schaffen gemacht.

Traumatisierte Kinder zeigen plötzlich Überreaktionen, als ginge es um ihr Leben.

Das Kind sei über viele Monate hinweg fortwährend dem Zwang ausgesetzt gewesen, sich neu anzupassen, auf neue Umgebungen einzustellen, in denen ihm alles fremd gewesen sei. Etwas in ihm wolle dem entkommen. Also versuche er, aus unangenehmen Situationen zu fliehen. Schließlich schreibt Hahnefeld in ihren sozialpädiatrischen Bericht, dass Kambi einen Kita-Platz benötige, Logopädie, Ergotherapie, Musiktherapie. Im Moment komme er kaum einmal aus dem Gemeinschaftszimmer der Flüchtlingsunterkunft.

März 2022: Die kleine Familie ist in eine Unterkunft für Geflüchtete am Rande der Stadt gezogen, in eine Art Wohncontainer. In dieser Gegend ist wenig los, es gibt dort nur Werkhallen und ein großes Gelände, auf dem Lkw verkauft werden. Doch die beiden Frauen und das Kind haben ihr eigenes Apartment, Kambi ein eigenes Zimmer. Er ist sieben geworden und in einer Kindertagesstätte untergekommen, wie es die Psychologin Andrea Hahnefeld empfohlen hatte. Kambi geht noch in ihre Sprechstunde, einmal im Vierteljahr. Die Lerntests besagen, dass sich seine Konzentration und seine Leistungen verbessert haben.

„Das Leben wird leichter", sagt seine Mutter in einem quadratischen Zimmer, das Küche und Wohnraum zugleich ist. Victoria Gilo hat einen Kopfhörer auf, sie lernt Deutschvokabeln, während sie an einer Küchenzeile Teigtaschen fürs Frauencafé frittiert. Sie geht dort einmal in der Woche hin, besucht eine Bibelgruppe.

Irgendwann blickt sie auf ihr Handy nach der Uhrzeit. In einer Stunde kommt Kambi aus der Kita. Sie sagt, sie schaue nicht mehr zurück, zumindest versuche sie es. Victoria Gilo sagt, Deutschland biete ihr und Kambi so viele Chancen, sie wolle das Beste daraus machen. Sie wolle die Sprache lernen und bald einen Job finden, der sie alle drei ernährt.

Pilot werden

Am nächsten Morgen, in jenem Frühjahr 2022, springt Kambi im Büro von Andrea Hahnefeld zu einem Rundtisch, der Raum und die Therapeutin sind ihm vertraut geworden. „Ich habe sieben Freunde", sagt er und zählt ihre Namen auf, Daniela und Konstantin und Mike und die anderen. Hahnefeld spielt Memory mit ihm, er findet sofort die Paare.

Das Jahr 2023 ist einige Wochen alt, als Kambi mit seinem ersten Schulzeugnis nach Hause kommt, stolz wie ein Eroberer. Er hat seine Leistungen als gut bewertet, die Lehrer sahen es überwiegend wie er, so haben sie es geschrieben. Es gibt noch keine Noten in seiner ersten Klasse. Kambi ist acht geworden, alles an ihm ist gewachsen. Er misst 150 Zentimeter und trägt Schuhe in Größe 40.

Keinen Tag wolle er in der Schule verpassen, sagt Victoria Gilo, die Mutter. Selbst wenn er krank sei. Er spreche jetzt davon, dass er Pilot werden wolle. Oder Chef einer großen Organisation, die Leuten ohne Haus hilft.

Unmögliches möglich

JÜRGEN WANDEL

Jürgen Wandel

Gut katholisch

6. SONNTAG NACH TRINITATIS, 16. JULI

Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! (Jesaja 43,1)

Der zweite Teil dieses Verses wird oft zitiert, vor allem bei evangelischen Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Und Protestantinnen und Protestanten, die regelmäßig den Gottesdienst besuchen, dürften die Worte vertraut und ans Herz gewachsen sein. Aber viele dürften übersehen, dass Gott sich hier nicht einem einzelnen Menschen zuwendet, sondern einem Kollektiv, und zwar Jakob und Israel, sprich: den Juden.

Dies zu unterschlagen, wäre fahrlässig. Auch in Jesaja 43 wird deutlich, wie wichtig für die protestantische Frömmigkeit Texte des Alten Testamentes sind, auch solche, die sich wie der oben zitierte Vers an die nach Babylon verschleppten Juden richten. Vor acht Jahren behauptete ein Berliner Theologieprofessor, dass „wir" (die Christen) „faktisch" den Texten des Alten Testamentes „in unserer Frömmigkeitspraxis einen minderen Rang" zuerkennen im Vergleich zu den Texten des Neuen Testaments. Dabei lesen fromme Protestanten jeden Tag die Herrnhuter Losung, ein Vers, der dem Alten Testament entnommen ist. Jeden Sonntag enden Gottesdienste in evangelischen Landeskirchen mit dem Aaronitischen Segen. Die Geschichte von der Befreiung der Juden aus der ägyptischen Sklaverei war für christliche Sklaven in den USA eine Quelle der Hoffnung. Die Erzählung von Josef und seinen Brüdern hat nicht nur Juden inspiriert. Und in dem Abschnitt Jesaja 43, 1–7, der heute in der Predigt ausgelegt wird, können Christen den Gott erkennen, den Jesus als „Vater" angesprochen und den Paulus Nichtjuden erschlossen hat. Daher ist es verständlich und legitim, wenn Christen Vers 1 auf die Taufe beziehen. Denn durch sie bekräftigt Gott, dass der Getaufte sein ist. Und es gibt immer noch einen Bezug der Taufe zur Namensgebung, auch wenn Täuflinge in katholisch geprägten Gegenden meist nicht mehr den Namen der Heiligen tragen, an deren Gedenktag sie geboren wurden.

Die Taufe hat aber nicht nur einen individuellen, sondern auch einen kollektiven Aspekt. Sie wird in einer christlichen Konfession an einem bestimmten Ort vollzogen. Und das begründet in Deutschland in der Regel die Mitgliedschaft in einer Körperschaft des öffentlichen Rechts. Aber darüber hinaus, letztlich, wird der Täufling „in die eine heilige katholische Kirche" (*ecclesia sancta catholica*) aufgenommen, die im Apostolischen Glaubensbekenntnis bekannt wird. Wem „katholisch" zu sehr nach Papstkirche klingt, sollte wenigstens das Adjektiv „universal" benutzen. Das drückt wie „katholisch" das Wesen, den Markenkern der Kirche aus: Sie überwölbt Familien, Nationen, Kulturen und die christlichen Konfessionen, zu denen auch die römisch-katholische, die griechisch-katholische und die alt-katholische Kirche gehören.

Ort für Fremde

7. SONNTAG NACH TRINITATIS, 23. JULI

Die nun sein Wort annahmen, ließen sich taufen;
und an diesem Tage wurden hinzugefügt etwa dreitausend Menschen.
(Apostelgeschichte 2,41)

Früher war alles besser – könnte man meinen, wenn man sich in Religionsstatistiken vertieft. Als ich 1952 in Stuttgart geboren und getauft wurde, waren rund 70 Prozent der Bevölkerung evangelisch und 24 Prozent römisch-katholisch. Nur bei 6,4 Prozent stand in der Rubrik Religionszugehörigkeit: „sonstige/keine". 70 Jahre später, am Ende des vergangenen Jahres, waren nur noch 20,7 Prozent der Stuttgarterinnen und Stuttgarter evangelisch und 20 Prozent römisch-katholisch. Die Zahl der Muslime wird auf 10 Prozent geschätzt. Und 49 Prozent dürften konfessionslos sein.

Früher war alles besser – könnte man meinen, wenn man den Abschnitt aus der Apostelgeschichte liest oder hört, der heute auf den Kanzeln der deutschen Landeskirchen ausgelegt wird. Er beginnt in Vers 41 mit einer Erfolgsmeldung (siehe oben) und endet in Vers 47 mit einer solchen: „Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden."

Aber verklären sollte man weder die Urgemeinde, die die Apostelgeschichte beschreibt, noch den Aufschwung der beiden deutschen Großkirchen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren. Parolen wie „Wachsen gegen den Trend" nimmt niemand mehr in den Mund. Denn die Statistiken spiegeln nun einmal eine zunehmende Entkirchlichung und den damit verbundenen Traditionsabbruch. Aber: Die Geschichte ist offen. Für diese Erkenntnis, die manchen erst beim Zusammenbruch des Kommunismus bewusst wurde, braucht man nicht einmal Gott zu bemühen. Aber gerade Christen sollten damit rechnen, dass möglich werden kann, was selbst sie für unmöglich halten. Warum sollte es nicht wieder Erweckungen

und geistige Umbrüche geben, die die Kirchen erneuern und beleben, wie so manches Mal in der Geschichte?

Aber vorher, jetzt, sollten die Kirchen einfach das tun, was – oft ohne allzu großen Aufwand – möglich ist: Dazu gehört: Die „Lehre der Apostel" neu bedenken und so auslegen, dass die Zeitgenossen sie verstehen. Und in einer Zeit, in der Menschen flexibel sein und oft umziehen müssen, sollten Kirchengemeinden die Chance als Anlaufpunkte für Neuzugezogene nutzen, die sich in einer fremden (Groß-)Stadt orientieren müssen. Dabei wäre schon viel gewonnen, wenn es nach dem Gottesdienst einen Kirchenkaffee gibt und dort nicht nur Bekannte zusammenglucken, sondern man auf Fremde zugeht. Und Geistliche sollten zeigen, auch vormachen, wie man richtig betet. Ob und wie solche – und andere, noch bessere – Ideen wirken, sei Gott anheimgestellt.

Gute Werke

8. SONNTAG NACH TRINITATIS, 30. JULI

Ihr seid das Salz der Erde … Ihr seid das Licht der Welt. (Matthäus 5,13–14)

Lange habe ich die beiden Aussagen als Aufforderung verstanden, als Imperativ: „Seid!" und nicht als Feststellung, als Indikativ: „Ihr seid". Dass ich intuitiv beides vermischte, war wohl kein Zufall. Jedenfalls betont der Göttinger Neutestamentler Georg Strecker (1929–1994) in seinem Bergpredigt-Kommentar 1984 mit Blick auf die beiden Aussagen: „Dieser Indikativ, die Zustandsbeschreibung der Jüngerschaft ist vom Imperativ nicht abzulösen."

Meinen Glauben haben Menschen geprägt und befördert, die ein „Christentum der Tat" auszeichnete. Am Anfang stand meine Mutter, die mich freiheitlich erzog und die gegen die Prügelstrafe kämpfte, die in den Sechzigerjahren nicht nur in Familien, sondern auch in Schulen verbreitet war. Mit fünf Jahren hatte ich im Kino den damals erschienenen Dokumentarfilm *Albert Schweitzer* gesehen.

Als ich 15 und 16 Jahre alt war, las ein junger Pfarrer mit uns Texte von Martin Luther King. Und als Theologiestudent begegnete ich württembergischen Ruhestandspfarrern, die in ihrer Tätigkeit während der Nazizeit zur „Pfarrhauskette" gehört und Juden versteckt hatten. Einer ihrer Schützlinge schrieb über seine Erlebnisse ein Buch mit dem Titel *Lichter im Dunkel*. Da liegt eine Assoziation mit dem Licht der Welt nahe.

Die erwähnten Christen vertrauten, glaubten der „Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart". An ihnen wird deutlich, dass es unsinnig ist, Glaube und gute Werke aufgrund einer falsch verstandenen lutherischen Theologie als Gegensätze zu begreifen.

Jesus fordert diejenigen, die ihm nachfolgen (wollen), auf, „ihr Licht leuchten" zu lassen „vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen" (Matthäus 5, 16). Strecker schreibt: Nur „durch den Einsatz für die Gerechtigkeit unter den Menschen" könne die Kirche „für sich in Anspruch nehmen, Licht der Welt zu sein, nicht als einen Besitz, über den man verfügen könne, sondern die Qualität des Lichtseins steht jeden Tag neu auf dem Spiel und muss jeden Tag neu errungen werden."

Georg Strecker war kein Linksprotestant, sondern ein konservativer Lutheraner. Umso bemerkenswerter sein Plädoyer, dass die Kirche sich „für die Gerechtigkeit unter Menschen" einsetzen muss.

Stille Andacht

9. SONNTAG NACH TRINITATIS, 6. AUGUST

In Gibeon erschien der Herr dem Salomo nachts im Traum, und Gott sprach: Erbitte, was ich dir geben soll. Da sagte Salomo: So gib deinem Diener ein Herz, das hört, damit er deinem Volk Recht verschaffen und unterscheiden kann zwischen Gut und Böse. (1. Könige 3,5+9)

Salomo gilt als das Ideal eines weisen und gerechten Herrschers. Das „salomonische Urteil", das 1. Könige 3,16–27 schildert, ist sprichwörtlich für einen klugen und gerechten Richterspruch geworden. Aber für Christen, die kein Richter- oder Staatsamt bekleiden, dürfte ein anderer Aspekt wichtiger sein: Als Gott Salomo im Traum fragt, was er erbitte, sagt er nicht: Geld, Reichtum, Macht und Ruhm. Vielmehr bittet Salomo um ein hörendes Herz. Und damit ist kein Organ gemeint, das wie das Ohr akustische Zeichen aufnimmt. Vielmehr steht das hörende Herz für die Offenheit eines Menschen gegenüber Anderen: Gott, Mitmenschen, Kultur, Natur und was ihn sonst noch umgibt.

Beispiel für ein hörendes Herz ist das Gebet. Es ist nicht, wie Außenstehende meinen, ein Selbstgespräch. Wer vor einer wichtigen Entscheidung mit sich selber spricht, wägt Argumente ab, pro und kontra. Ein Selbstgespräch vollzieht sich also im Kopf. Das Gebet reicht dagegen tiefer. Beterinnen und Beter versenken sich, gehen auf Empfang und hören. Zuvor haben sie in Worten ein Anliegen geäußert und Gott vorgetragen. Das ist eine verbreitete Form des Gebets, privat im „stillen Kämmerlein" wie öffentlich im Gottesdienst. Aber darüber wird leider oft vergessen, dass Gebete auch ohne Worte auskommen.

Während meines Auslandssemesters in Edinburgh besuchte ich sonntags aus Neugier immer den Gottesdienst einer anderen christlichen Konfession. Einmal kündigte ich meinen Freunden an, die Stille Andacht der Quäker aufzusuchen. Und dabei wird eine Stunde lang geschwiegen. Die Freunde haben gelacht und gefrotzelt: „Eine Stunde nicht sprechen, das hältst Du doch gar nicht aus!" Aber ich hielt aus. Und mich erfüllte ein tiefer innerer Frieden. Diese Quäkerandacht ist einer der eindrücklichsten Gottesdienste meines Lebens gewesen.

Christen, aber auch Angehörige anderer Religionen, erwarten, dass beten wirkt und bei ihnen etwas bewirkt und uns berührt. Gerhard Tersteegen beschreibt das so: „Du durchdringest alles; lass dein schönstes Lichte, Herr, berühren mein Gesichte. Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, lass mich so still und froh deine Strahlen fassen und dich wirken lassen."

Zwei Glaubensweisen

Dr. Gottfried Brakemeyer, Prof. em. aus Sao Leopoldo, Brasilien, zu Sebastian Engelbrecht „Im Schattenreich des Unbewussten" (zz 3/2023):

Gewiss sollen die Losungen nicht abgeschafft werden, doch wird eine kritischere Auswahl der Lehrtexte angemahnt. Leider verrät uns der Verfasser der Eingabe nicht, nach welchen Kriterien eine bessere Auswahl der Lehrtexte erfolgen könnte. Welches Modell würde er empfehlen? Wie sollte sich das Verhältnis von Judentum und christlichem Glauben in Zukunft gestalten, so dass sowohl Antijudaismus als auch Antichristentum ausgeschlossen werden? Dürfen die Lehrtexte nur das sagen, was im Einklang mit der jüdischen Glaubenswelt steht? In diesem Fall wäre es besser, gleich zum Judentum zu konvertieren, womit der Verdacht des Antijudaismus definitiv gebannt wäre. Stattdessen würde ich für ein Modell plädieren, das zwei verschiedene Glaubensweisen vorsieht. Die Kirche hat kein Recht, dem Judentum vorzuschreiben, was es zu glauben hat. Umgekehrt hat dieses kein Recht, christliche Identität bestimmen zu wollen. Das Christentum darf durchaus auf einem Diskurs bestehen, der von dem jüdischen abweicht. Wäre es anders, müsste Jesus von Nazareth als der größte Antijudaist der Kirche gelten. Denn nicht selten hat er seine Glaubensbrüder und -schwestern vor den Kopf gestoßen.
Gottfried Brakemeyer

Endlich!

Christian Buchholz, Schuldekan i. R. aus Dürnau zu Sebastian Engelbrecht „Im Schattenreich des Unbewussten" (zz 3/2023):

Endlich wird das mitunter schwer verständliche Zusammenspiel der „alten" und ehrwürdigen Zinzendorf-Losungen mit dem für jedes Jahr neu ausgewählten neutestamentlichen Lehrtext problematisiert. Das Verdienst von Sebastian Engelbrecht ist, die antijüdischen Konnotationen, die in schlichter antithetischer Form zutage treten, aufzugreifen. Ja – angesichts des schweren Lernprozesses in der evangelischen Theologie und bei den Landeskirchen ist das historisch unverantwortlich und exegetisch nicht in Ordnung. Leider sind die Lehrtexte auch sonst oft merkwürdig oberflächlich mit Hilfe der Wort-Konkordanz orientiert und weniger am Sinngehalt der Losungen aus der hebräischen Bibel. Die gute spirituelle Gewohnheit der (morgendlichen) Losungslektüre darf dadurch nicht geschmälert werden. Wir brauchen solche Begleitrituale – aber verständlich und nachvollziehbar.
Christian Buchholz

Spitzfindig

Martin Glauert, Arzt und Autor aus Kassel, zu Sebastian Engelbrecht „Im Schattenreich des Unbewussten" (zz 3/2023):

Nach meinem Verständnis bedeutet die Gute Botschaft von Jesus Christus, dass das Gottesbild eines meist zornigen und strafenden, zu fürchtenden Gottes ersetzt wird durch die befreiende Gewissheit, dass Gott uns gnädig und freundlich gesinnt ist. Diesen Glaubensinhalt des Neuen Testaments herauszuarbeiten in einer Gegenüberstellung mit thematisch entsprechenden Versen des Alten Testaments, halte ich für absolut legitim und lehrreich. So wird die spezifisch christliche Glaubensausrichtung deutlich und identitätsstiftend. Darin ein judenfeindliches Gift zu sehen, halte ich für spitzfindig und maßlos übertrieben.
Martin Glauert

Tief bedauerlich

Volker Kreß, Landesbischof i. R. aus Dresden, zu Sebastian Engelbrecht „Im Schattenreich des Unbewußten" (zz 3/2023):

In den ausgewählten Beispielen interpretiert Sebastian Engelbrecht die alttestamentlichen Losungen als zu Israel und den Juden gesagt, die neutestamentlichen Lehrtexte als das Alte Testament überbietende christliche Aussagen. Das stellt die Absicht der Herrnhuter Losungen in unguter Weise auf den Kopf. Die ausgelosten Schriftworte aus dem Alten Testament sind in der Intention dieses kostbaren Büchleins je nachdem als Mahnung oder Trost, als Ausdruck der Klage oder der Anfechtung zu uns Christen und zu allen Nutzern dieses Büchleins gesagt. Die neutestamentlichen Lehrtexte versuchen, mal glücklicher, mal weniger glücklich dazu ausgewählt, das im Losungswort Intendierte aus unserem Glauben heraus nicht zu überbieten, sondern umzusetzen. Es ist tief bedauerlich, dass durch solch einen Artikel in unserer evangelischen Monatszeitschrift ein unberechtigter Schatten auf das Losungsbüchlein geworfen wird, das für noch viele Menschen die letzte Brücke zur sonst kaum noch gelesenen Heiligen Schrift ist. Das ist ein Stück Selbstsäkularisierung!
Volker Kreß

Geschwisterlich

Dietmar Neß aus Groß Särchen zu Sebastian Engelbrecht „Im Schattenreich des Unbewußten" (zz 3/2023):

Nun also auch die antijüdisch verseuchten Losungen?! Was der Autor wohl nicht mitbedacht hat: Unterschiede, auch Gegensätze zu erkennen und zu benennen, zwingt keineswegs dazu, daraus Verachtung, Feindschaft und Hass erwachsen zu lassen. Vielmehr wird jede tiefe geschwisterliche Liebe daran wachsen und wird sich darin bewähren, in klarer Erkenntnis der Verschiedenheiten dennoch beieinander zu bleiben.
Dietmar Neß

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.
leserbriefe@zeitzeichen.net

Fromme Ohrenweide

Ein deutsches Barockrequiem

Vox Luminis, Lionel Meunier: **Ein deutsches Barockrequiem.** Ricercar – outhere-music CD 540 043 900 445 0, 2023.

Das Deutsche Requiem von Johannes Brahms hat eine ebenso klare Verortung in der Musikgeschichte wie Bachs Weihnachtsoratorium. Es strahlt aus seiner Zeit einzig über sie hinaus, offenbart in seinem sublim gebundenen Aufbau und der Textauswahl eine tief wurzelnde, Trost und Erbauung stiftende Einheit und findet in seiner künstlerischen Vollkommenheit stets neue Musici und Rezipient:innen, die das Werk über die Generationen weiterreichen und im kulturellen Gedächtnis verwurzeln.

Das Muster dieser bedeutendsten romantisch-protestantischen Begräbnismusik nach Art einer Totenmesse aufgreifend, hat es sich das belgische Ausnahmeensemble *Vox Luminis* zur Aufgabe gemacht, ein protestantisch-deutsches Barockrequiem zu konstruieren, das eben diesen besonderen Brahms'schen Guss spiegeln sollte. Bindend hierfür war Brahms' Textauswahl, die ihn als profunden Kenner des Bergwerks der Bibel ausweist. Das ließ sich trotz vielfältiger Quellen des 17. Jahrhunderts nicht gänzlich eins zu eins gestalten, hört und versteht sich aber durch die kleinen nötigen Modifikationen als bereichernde Variation des Ganzen – so zu Beginn mit Johann Hermann Scheins madrigalesk fünfstimmiger Motette „Selig sind, die geistlich arm sind" über den gesamten Text der Bergpredigt, wo Brahms lediglich Vers 2 nutzte. Johann Hermann Schein und Andreas Hammerschmidt sind die beiden bekanntesten Komponisten, die diesem Barockrequiem Sinn und Form geben. Dazu gesellen sich nicht minder klangprächtig aufwartende Kollegen wie Christian Geist (Die mit Tränen säen), Wolfgang Carl Briegel (Ach, Herr, lehre mich doch), Heinrich (nicht Frank!) Schwemmer (Die Gerechten Seelen sind in Gottes Hand) und Johann Philipp Förtsch (Selig sind die Toten), die alle für sich leuchten, sich aber gleichermaßen stilistisch einfügen in die Gesamtidee, die grandios aufgeht. Maßgeblich dafür ist freilich die Ausführung in Gestalt eines geradezu perfekt harmonierenden Instrumentalensembles mit warm pulsendem Continuo und natürlich der Vokalisti von *Vox Luminis*, allen voran den rahmenden Außenstimmen mit klarem, dennoch wolkenweich leuchtendem Sopran und profund resonantem, schönsprachlichem Bass. Was für eine Ohrenweide.

Als A und O, Prolog und Finale dieses luziden deutsch(sprachig)en Barockrequiems haben die Leiter der beiden Ensembles noch zwei Kleinode beigefügt, die in der gegenseitigen Entsprechung von musikalischer Eloquenz und textlicher Dringlichkeit ein mustergültiges desiderium cantandi sind: eingangs Andreas Scharmanns (gestorben 1663) Trauerklage nach dem Text der Klagelieder Jeremiae 5,15–16 „Gedenke, Herr, wie es uns gehet" und zum Ausgang Andreas Hammerschmidts Vertonung von Psalm 121 „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen." Man muss als Hörende:r nicht fromm sein, um musikalisch ergriffen zu werden – aber man kann es werden.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Ach, wie gut

Gelungene Jazz Fusion

EABS meets Jaubi: **In Search For A Better Tomorrow.** Astigmatic Records 2023.

Querfront heißt im Jazz Fusion: Gattungen, Stile, Soundfarben und Traditionen werden gemischt. Es entsteht Neues. Das Gute daran ist, dass das ungefährlich ist, politisch keinen Schaden anrichten und historisch Bitteres zur Folge haben kann. Musik ist wohltuender Eskapismus und schlicht harmlos. Anders als bei teuflischer Rumpelstilzerei von Postbolschewisten, Pazifisten und völkischen Nationalisten droht da kein Geist aus der Flasche zu entweichen. Flasche und Geist sind hier vielmehr eins, vielleicht auch Rausch, in jedem Fall Erhebung, begeisternd, mitunter sogar Ticket für Ekstase. Aber dann ist das Album auch durch, das Konzert beendet. Wir kehren berührt oder ausgetanzt in den Alltag zurück, bestenfalls gestärkt, wenn es toll war. *In Search For A Better Tomorrow* ist Fusion in diesem guten Sinne und entstand aus einer Begegnung: Das *Trio Jaubi* aus Lahore, zweitgrößter Stadt Pakistans, (Gitarre, Tabla/Vocals, Sarangi) lernte bei einem Auftrtt in Kattowitz das *Quintett EABS* aus Wrocław/Breslau kennen (Flügel/Keys, Drums, Bass/Moog, Saxophone/Klarinette, Trompete). Nach dem Konzert ging es für eine Woche zusammen ins Studio im malerischen Kłodzko-Tal in Niederschlesien. Sie spielten und tauschten Kompositionen aus. Doch die Grundstimmung des daraus entstandenen Albums mit dem ambitionierten Titel ist eher dunkel, ein hörenswertes Ereignis ist es mit seinen zehn Tracks jedoch allemal. Denn diese acht Musiker mit ihren je eigenen, spürbar wertgeschätzten Traditionen verbindet einiges – ein Faible für Hiphop-Elemente etwa, Spaß an der Improvisation und der Hang zu spirituellem Jazz. So schillert das Ergebnis zwischen Hindustani-Ragas, vividem, immer schon facettenreichem polnischen Jazz und so mancher Überraschung.

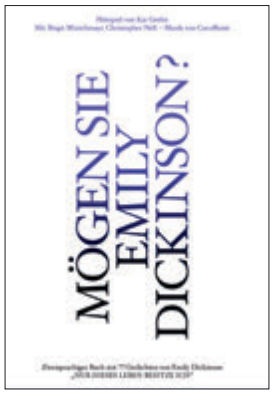
Sorgen in ihrem Alltag haben die Musiker beider Formationen genug: Die Corona-Beschränkungen hallen nach. Inflation, das imperialistische Russland hat die Ukraine überfallen und droht auch Polen, Pakistan leidet unter den heftigsten Überschwemmungen seit langem, und in beiden Ländern grassieren krude Fundamentalismen. Aber sie haben eben auch so viel Lust auf Austausch, Erkundung, immensen Spielwitz und grandiose Offenheit. So schimmert mehrfach – erleichternd nichtgläubig – eine *Sun Ra*-Begeisterung durch, Tanzlust ohnehin, aber auch Spuren funkiger Postpunk-Verlorenheit wie zum Beispiel bei den frühen *Psychedelic Furs* („India"). Das mag daran liegen, dass sich die Epochensorgen in der Grundierung ähneln. Insgesamt ist die Platte indes ebenso heiter wie intensiv.

Alles hat seine Zeit: Musik, Denken, Handeln. Ein erstaunliches Album, das auch mal mit dronigem Zapfenstreich-Memento und anschließend flotter Sarangi-/Tabla-/Free-Jazz-Reise darin bestärkt, nicht zu vergessen, wie jenes fratzenhafte Querfront-Männlein heißt. Toll.

UDO FEIST

Ich bin Niemand!

Die Poesie der Emily Dickinson



Emily Dickinson/ Kai Grehn: **Mögen sie Emily Dickison?** Zweitausendeins 2022, Hörspiel-CD und Buch.

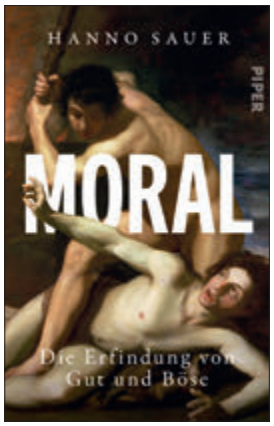
Ich sprach nie mit Gott, das Himmelreich sah ich noch nie. Doch bin ich des Ortes gewiss, als gäbe es Garantie", heißt es in einem Gedicht der aus einem calvinistisch geprägten Elternhaus stammenden Emily Dickinson. Stark naturverbunden, oft erstaunlich leidenschaftlich, lebte sie ihre Träume an einem winzigen Schreibtisch ihres Zimmers aus – abgeschieden von der Welt, denn sie verließ Amherst (Massachusetts) so gut wie nie. Erstaunlich modern und gar nicht weltfremd ist die Poesie der „Lady in White", die nur weiße Kleidung trug. Posthum wurden ihre knapp 1 800 Gedichte veröffentlicht, dazu viele Briefe, die vom Alltagsleben handeln.

Der Regisseur Kai Grehn hat einige Briefpassagen und 77 Poems für dieses 67 Minuten dauernde Hörspiel ausgewählt und neu übersetzt, um sie mit der Klang- und Musikwelt der US-Band *CocoRosie* zu verbinden. Schon die hochwertige Aufmachung sticht ins Auge, der Titel auf weißem Grund, das Format erinnern an ein Schreibheft. Klappt man es auf, finden sich eine alte Daguerreotypie der Lyrikerin und die ausgesuchten Gedichte im englischen Original und in der Übersetzung. Man darf sich auf ein Hörspiel freuen, das Worte und Töne verwebt, Musik und Natur vereint im Geräusch quakender Frösche, mit Eulenrufen, Windgeräuschen, Klingeln, mit Orgelmusik und am Klavier begleitetem Gesang. „Leben meine Verse?", hatte Emily Dickinson einst einen Publizisten gefragt. Und mit diesem Hörspiel bleiben keine Zweifel daran, wie lebendig, wie zeitlos ihre Verse sind, die von der Schauspielerin Birgit Minichmayr gesprochen werden.

ANGELIKA HORNIG

Großer Wurf

Moralische Wesen



Hanno Sauer: **Moral. Die Erfindung von Gut und Böse.** Piper Verlag, München 2023, 392 Seiten, Euro 26,–.

Es ist immer faszinierend, wenn manche einen großen Wurf wagen, also sich an die ganz großen Themen und eine komplette Deutung komplexer Phänomene herantrauen. Umso schwerer wird dies, wenn dabei auch noch ein interdisziplinärer Ansatz gewählt wird. Das geht selten gut. Daher ist der Mut Hanno Sauers zu achten. Der noch recht junge Düsseldorfer Philosoph, der an der Universität von Utrecht lehrt, hat mit seinem Buch *Moral* solch einen großen Wurf gewagt – und er ist ihm geglückt!

Der Untertitel „Die Erfindung von Gut und Böse" ist eine kleine Provokation, aber zeigt schon ganz gut an, wohin die Reise geht. Sauer beschreibt etwa bis zur Hälfte des knapp 400 Seiten starken Buches, wie sich innerhalb von etwa fünf Millionen Jahren das „Mängelwesen" Mensch zur bestimmenden Art auf diesem Planeten entwickeln konnte – nämlich im Wesentlichen durch Kooperation, Kultur und Moral. Sauers These, belegt durch eine Unmenge an Studien aus der Biologie, der Verhaltensbiologie, der Sozialpsychologie, der Archäologie und etwa einem halben Dutzend anderer Forschungszweige, ist, kurz gefasst: Vor allem durch Kooperation, erst innerhalb der Sippe, dann in immer größeren Personenverbänden bis zu Staaten, war das eher schlecht an seine Umwelt angepasste Tier „Mensch" zu immer schnelleren Zivilisationssprüngen fähig, bis in die Moderne von heute hinein.

Dabei ist Kooperation, also das zunächst nicht-egoistische, sondern soziale Handeln für das höhere Wohl der Gemeinschaft (und am Ende auch jedes Individuums dieser Gruppe), ziemlich kontraintuitiv. Es war ein sehr langsamer evolutionärer und kultureller Lern- und Anpassungsprozess, der die Menschen zu kooperativen und eher friedlichen Wesen machte. Durch Selektion, also durch die, ganz nach Darwin, meist besseren Fortpflanzungschancen von kooperativen, sozialen, ja sanften Exemplaren und Gruppen unserer Art, wurden unseren eher impulsiven und aggressiveren Vorfahren ihre Triebe langsam evolutionär aussortiert. Das dauerte viele Generationen und ging so weit, dass es in mehreren Kulturen (und zum Teil bis heute) kollektive Formen der Aussonderung, ja Ermordung von zu aggressiven und diktatorischen „Führern" gab. Sauer spitzt diese Entwicklung leicht ironisch so zu: „Wir sind die Nachkommen der Freundlichsten."

In diesem Prozess wird Kultur (in einem weiten Sinne) zu einer evolutionär überaus günstigen Technik, die zu einer kollektiven Win-win-Situation immer größerer Gruppen führte. Moral sicherte diesen Prozess ab, samt oft härtester Bestrafung bei Verfehlungen Einzelner gegen diesen Kodex: „Die Moral erlaubt es dem Mängelwesen Mensch, seine physischen Defizite zu kompensieren, indem sie ein kooperatives Zusammenleben organisiert, das den Boden für die Entstehung einer kumulativen Kultur bereitet."

In der zweiten Hälfte von Sauers Werk überträgt der Autor diese Erkenntnisse recht überraschend, aber insgesamt überzeugend auf neueste Phänomene unserer modernen Welt – etwa auf die Frage nach der Sinnhaftigkeit von identitätspolitischen Ansätzen: Stellen sie, so kann man seine Zweifel ein wenig grob zusammenfassen, nicht einen gewissen evolutionären und zivilisatorischen Rückschritt zu einem längst überwundenen Stammesdenken dar? (siehe dazu auch das Interview ab Seite 38)

Sauer ist mit *Moral* ein sehr kluges und ungemein anregendes Werk gelungen, das auch stilistisch mit einem guten Wechsel von wissenschaftlich anspruchsvollen wie gekonnt einfachen, zusammenfassenden Sätzen zu überzeugen weiß. Der Autor würzt dies alles hier und da durch sanfte Ironie und feinen Humor, was das Buch trotz des schweren Themas insgesamt zu einer doch erstaunlich leichten Lektüre macht. So sollten Sachbücher geschrieben sein!

PHILIPP GESSLER

Scharfsinnig

Über den Pfarrberuf

Friederike Erichsen-Wendt/Adelheid Ruck-Schröder: **Pfarrer:in sein.** Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2022, 154 Seiten, Euro 18,–.

Man mag sich inmitten der komplexen Großwetterlage der evangelischen Kirche, die auch die Berufsausübung ihrer pastoralen Repräsentanten existenziell berührt, von diesem Band eindeutige Orientierung erhoffen. Dies gilt umso mehr, als beide Autorinnen über langjährige und vielfältige Erfahrungen im Pfarramt, in der kirchlichen Pfarrausbildung und auch in kirchenleitender Verantwortung verfügen.

Insofern lässt bereits die Umschlagankündigung aufhorchen, wenn es heißt, dass durch diesen Band ein „Update aktuell wirksamer Ansätze der Pastoraltheologie" geliefert und „Essentials für die Gestaltung des Pfarrberufs heute" entwickelt werden sollen. Wer aber nun allzu rasche, klare, gar einfache Antworten erwartet – und pastoralkluge Handreichungen solcher Art existieren bereits zuhauf –, wird durch die differenzierenden Ausführungen permanent produktiv enttäuscht. Denn zwar ist der Band durchaus klassisch strukturiert: Mit erwartbaren Abschnitten zur gegenwärtigen Situation, praktisch-theologischen Einordnungen sowie eben Essentials des Pfarrberufs, an die sich zusammenführende Impulse und die Identifizierung „besonderer Herausforderungen von struktureller Bedeutung" anschließen.

Was allerdings auf den ersten Blick als elementare Überblicksdarstellung daherkommt, hat es der Sache nach in sich. Wenn die Autorinnen für Kirche und deren Personal eine „Zwischenzeit" markieren, so wird damit zum Ausdruck gebracht, dass sich die bisherigen pastoraltheologischen Standards nicht einfach linear in die Zukunft hinein fortschreiben lassen: Vielmehr sind die Autorinnen der Überzeugung, dass es angesichts der gegenwärtigen Relevanzkrise von Kirche ein „Danach und ein neues Normal nicht mehr geben wird". Die den Pfarrberuf tangierenden aktuellen Veränderungsdynamiken sind sowohl in gesellschaftlicher, personaler als auch in kirchlicher Hinsicht grundstürzend. Dies wird über viele empirische Belege hinaus systematisch dadurch verdeutlicht, dass Trends der Singularisierung und Verflüssigung als wesentliche Treiber der gegenwärtigen Gesamtdynamiken benannt werden.

Pastoraltheologisch mindestens genauso bedeutsam ist die ungeschönte Sicht der Autorinnen auf die Leistungskraft einer bestimmten kirchlichen Organisationslogik sowie den immer noch bestehenden Anspruch auf territoriale Totalpräsenz. Wie ein roter Faden ziehen sich durch die einzelnen Abschnitte die Einsicht in die notwendigen Veränderungen bisheriger Gemeindestrukturen jenseits bisheriger Mitgliedschaftslogiken, das Faktum zunehmend postparochialer Verhältnisse sowie die Erkenntnis einer sich massiv verändernden innerkirchlichen Teilhabe- und Verantwortungskultur weg von berufsständischen Stereotypen hin zu Formen von Multi- und Interprofessionalität. Interessant und weiterführend ist, dass die Autorinnen die damit verbundene Profildebatte nicht aus einer gekränkten Verteidigungshaltung des tradierten Berufshabitus führen. Sondern sie leiten daraus gerade proaktiv die notwendigen Konsequenzen für das Selbstverständnis des pastoralen Personals ab.

Im Kern plädieren sie für einen theologisch kompetenten und experimentierenden Umgang mit den persönlichen Erwartungen und Zielsetzungen. Angesichts der komplexen Rahmenbedingungen bestehe die pastorale Kernkompetenz darin, die gegebenen Spannungen auszuhalten und im besten geistlichen Sinn produktiv zu bearbeiten. Hermeneutische Erschließungs- und Symbolisierungskunst also als Antwort auf die Frage nach dem Proprium des Schlüsselberufs. Die beiden Autorinnen liefern ein scharfsinniges, an den eigenen Berufserfahrungen geschärftes Plädoyer für eine – im wahrsten Sinn des Wortes – Reform an Haupt und Gliedern. Ganz ungeschönt und zugleich mit kritischem Ton gegenüber manch stressverursachender Wachstumsmetapher werden die Herausforderungen, Chancen sowie die verheißungsvollen Seiten des pastoralen Berufs „auf der Schwelle und auf der Welle" entfaltet. Allerdings zu kurz bedacht ist, dass bei aller – notwendigerweise vielfältigen – pastoralen Innovation mit mindestens zwei «Elefanten im Raum» gerechnet werden muss: mit den innerkirchlichen Verwaltungs- und Rechtsabteilungen, die mit der Dynamik des notwendigen Um- und Neudenkens keineswegs selbstverständlich Schritt halten. Insofern macht es ein Nachdenken über die Rahmen- und Gestaltungsbedingungen pastoraler Existenz in dieser kirchlichen „Zwischenzeit" erforderlich, noch stärker als bisher die retardierenden und blockierenden Mächte in den Blick zu nehmen. Damit die Lektüre dieses Bandes diejenigen, die für sich selbst über eine mögliche Perspektive Pfarrberuf nachdenken, nicht abschreckt, sondern im besten Sinn und Geist zu einer nicht-solitären, solidarischen pastoralen Verantwortungsübernahme motiviert. Diese kleine, aber feine Pastoraltheologie hat dafür hohes Potenzial.

THOMAS SCHLAG

Bedrückend

Sexualisierte Gewalt

Christiane Lange/Andreas Stahl/Erika Kerstner (Hg.): **Entstellter Himmel.** Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2023, 239 Seiten, Euro 26,–.

Es ist deutlich geworden, dass die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt und Grenzüberschreitungen fundamentale Folgen für die evangelische Kirche hat. Es gilt, Schuldgeschichten historisch und systemisch zu analysieren, den Betroffenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zukünftiges Unrecht durch Prävention zu vermeiden und nicht zuletzt das theologische Nachdenken zu verändern. Voraussetzung aber dafür, dass dies so weit wie möglich gelingen kann, ist, dass

Differenziert und gründlich

Meron Mendel: Über Israel reden. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2023, 216 Seiten, Euro 22,–.

Der israelisch-deutsche Autor Meron Mendel lebt seit 22 Jahren in Deutschland und leitet die Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main. In seinem fulminanten Essay erläutert er mit autobiografischem Hintergrund den öffentlichen Diskurs über Israel in Deutschland. „Die leidenschaftlichsten Unterstützer der israelischen und der palästinensischen Sache leben in Deutschland – aber die meisten von ihnen haben nicht die leiseste Ahnung von der Situation vor Ort", schreibt Mendel. Und weiter: „Solange in Deutschland beide Seiten den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern nur als Projektionsfläche nutzen, um ihre eigene moralische Überlegenheit zur Schau zu stellen, wird keine aufgeklärte Diskussion möglich sein." Und deshalb sei allen dieser gründliche und sehr differenzierte Essay empfohlen.

Vorfahren

Anne Weber: Ahnen. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2023, 267 Seiten, Euro 22,–.

„Abrechnung mit Gott" heißt das nur in Fragmenten und nie vollendete Hauptwerk des Urgroßvaters von Anne Weber. Es bietet ihr Anlass, sich auf die Spuren ihres Vorfahrens Florens Christian Rang, evangelischer Pfarrer und Philosoph, geboren 1864, zu begeben. „Zeitreisetagebuch", im Untertitel genannt, wandert sie vier Generationen und drei Länder ab, schreitet die Eckdaten deutscher Geschichte ab, bis ins Geburtsjahr des Urgroßvaters, und beschreibt auch subjektive Erfahrungen. Es ist ein hintergründiger, nicht chronologisch abgewanderter Weg um die Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte und Integrität.

Rückkehr

Thomas Martin Schneider: Kirche ohne Mitte? Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 197 Seiten, Euro 22,–.

„Perspektiven in Zeiten des Traditionsabbruchs" will der Konstanzer Kirchenhistoriker Thomas Martin Schneider liefern. Dabei fordert er: Die Kirche der Reformation tut gut daran, wenn sie sich am „Zeitgeistsurfen" und „Wellenreiten" nicht beteiligt – also ein „Rückkehren zu den Ursprüngen". Eine couragierte Analyse.

die Betroffenen gehört werden und die „Nicht-Betroffenen" ihnen zuhören, sich von ihren Geschichten berühren lassen, sie zu verstehen versuchen und daraus Konsequenzen ziehen.

Dass dies nicht einfach ist, versteht sich von selbst. Wie finden Betroffene ihre eigene Stimme und einen guten Ort für ihre Geschichte? Welche Unterstützung brauchen sie? Wie erreichen sie Menschen, die ihnen zuhören? Wie vermitteln sie eine Ahnung davon, was sie erlebt haben und wie dies ihr Leben seither (mit-)bestimmt? Es gehört wohl zum Selbstverständnis – beziehungsweise zur Rhetorik – der evangelischen Kirche, dass sie auf der Seite der Opfer steht und den Betroffenen einen Vorrang einräumt. Aber in der Wirklichkeit ist das herausfordernder, als es sich sagt.

Deshalb ist dieses Buch so willkommen. Es versammelt Berichte von zehn Menschen, die in der evangelischen Kirche Herabwürdigung, Manipulation, Grenzüberschreitung, Ausbeutung und auch Gewalt erfahren haben. Es sind Berichte aus verschiedenen Zeiten und Kontexten: Heimen, Kirchengemeinden, Pfarrhäusern. Manches liegt weit zurück, ist aber immer noch wirksam. Die Geschichten lassen sich nicht auf einen oder zwei Nenner bringen. Gemeinsam ist ihnen aber eine ebenso erschütternde wie beeindruckende Intensität, Ehrlichkeit und Nachdenklichkeit.

Möglich wurde dieses notwendige Buch durch eine Teamleistung. Erika Kerstner, Christiane Lange und Andreas Stahl sind durch die Initiative „Gottes-Suche: Glaube nach Gewalterfahrungen" miteinander verbunden. Nach intensiven Vorarbeiten hatten sie im Februar 2022 über verschiedene Medien dazu aufgerufen, gemeinsam das Schweigen zu brechen. Wer Interesse bekundete, die eigene Geschichte öffentlich zu machen, wurde von ihnen sorgfältig begleitet. Erfreulich schnell, bis zum Oktober des vergangenen Jahres, gelang die Fertigstellung der sehr unterschiedlich gestalteten Berichte.

Das Herausgeber-Team hat sich nicht damit begnügt, diese Berichte einzusammeln. Natürlich unterzieht es sie nicht einer „Deutung", vielmehr geht es ihnen nach, spürt ihnen nach, denkt ihnen hinter. Das ist sehr hilfreich. Denn die Berichte haben eine Wucht und lösen Fragen aus, mit denen man sich beim Lesen alleingelassen fühlen könnte. So aber vermag man in einen inneren Dialog einzutreten, wichtige Aspekte näher zu betrachten und die unterschiedlichen systemischen und psychologischen Dynamiken besser zu verstehen. Hervorzuheben ist, dass diese Nachbetrachtungen auch ein dezidiert religiös-theologisches Interesse zeigen. Dies ist aus zwei Gründen unerlässlich: Zum einen ermöglichen bestimmte evangelische Vorstellungen den Machtmissbrauch, zum anderen kann ein heilsamer Glaube eine wichtige Ressource für Betroffene – und damit für die ganze Kirche – sein.

Es ist nicht zuletzt ein Verdienst des Herder Verlags, dass nun das fertige Buch vorliegt. Dieser Verlag hat ja inzwischen eine beindruckende Reihe wichtiger Beiträge zu diesem Thema veröffentlicht – viele katholische, inzwischen aber auch einige evangelische, zum Beispiel das empfehlenswerte Buch *Wo warst du, Gott? Glaube nach Gewalterfahrungen* (2022) von Mitherausgeber Andreas Stahl. Jetzt wartet dieses neue Buch darauf, gelesen zu werden.

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Großer Gewinn

Theologie und Antisemitismus

Andreas Pangritz: **Die Schattenseite des Christentums.** Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022, 218 Seiten, Euro 29,–.

Im Jahr 2021 verzeichneten die Sicherheitsbehörden in Deutschland die meisten antisemitischen Straftaten seit Beginn der Erfassung in der Polizeilichen Kriminalstatistik. Besonders sprunghaft stiegen die Straftaten während der Coronapandemie an, was wahrscheinlich auf die Verbreitung von antisemitischen

Verschwörungserzählungen zurückzuführen ist. Vor diesem Hintergrund hat das American Jewish Comittee (AJC) das Institut für Demoskopie Allensbach (IFD) beauftragt, mögliche antisemitische Einstellungen der deutschen Bevölkerung zu ermitteln. Die Zahlen sind äußerst besorgniserregend: Beispielsweise sind 23 Prozent der Gesamtbevölkerung der Überzeugung, dass Juden und Jüdinnen zu viel Macht in Wirtschaft und Finanzwesen hätten. Und – vergleichbar mit dem Ergebnis einer Forsa-Umfrage von 1994 – ungefähr die Hälfte der deutschen Bevölkerung ist der Meinung, dass eine NS-Erinnerungskultur nicht notwendig sei und ein „Schlussstrich" unter die NS-Vergangenheit gezogen werden müsse.

Die IFD-Umfrage stellt folglich heraus, dass Antisemitismus in Deutschland nicht allein ein Problem der politischen Ränder, sondern tief in der Mitte der Gesellschaft verwachsen ist. Demzufolge darf beispielsweise der Anschlag in Halle im Herbst 2019 nicht als antisemitische Einzeltat gewertet werden. Gerade in den Sozialen Medien kursieren immer wieder antisemitische Verschwörungserzählungen und verbreiten sich ungehindert weiter. Auch der analoge Kulturbetrieb ist nicht vor antisemitischen Entgleisungen gefeit. Der Skandal der Documenta 15 in Kassel rund um die antisemitische Bildsprache der Kuratoren von Ruangrupa im vergangenen Jahr ist dafür beispielgebend.

Dass die christliche Theologie nicht nur für eine antijüdische Haltung, sondern auch für die Hasskriminalität mitverantwortlich ist und somit ein Zusammenhang zwischen Theologie und Antisemitismus besteht, ist die Grundannahme der neuesten Monografie von Andreas Pangritz *Die Schattenseite des Christentums. Theologie und Antisemitismus*. Der emeritierte Professor für Systematische Theologie hat es sich dabei zum Ziel gemacht, den verschlungenen Pfaden nachzuspüren, die beispielsweise von Martin Luther zu Adolf Hitler geführt haben, und geht dabei dieser „Lehre der Verachtung" (Jules Isaac) nach, die sich wie ein roter Faden auch durch die frühe Geschichte des Christentums spinnt.

Zunächst erfolgt eine terminologische Untersuchung zum Begriff Antisemitismus, in dem die Kontinuität vom christlichen Antijudaismus zum nationalen Antisemitismus betont wird. Demzufolge arbeitet Pangritz im weiteren Verlauf der Monografie mit dem Begriff Antisemitismus, da dieser weit verstanden insgesamt die „Feindschaft, [den] Hass und [die] Verachtung aller Art gegen Juden und das Judentum" kennzeichnet. Dabei sei Pangritz zufolge der christliche Antisemitismus ein integraler Bestandteil der europäischen Kultur, der sich als Konstante innerhalb der christlichen Ideologie erweist.

Die folgenden Kapitel widmet Pangritz einer differenzierten Erörterung des Antisemitismus in der Alten Kirche, dem Antisemitismus Martin Luthers, dem Antijudaismus Friedrich Schleiermachers – an dieser Stelle scheint Pangritz doch wieder zu differenzieren – und dem Antisemitismus des Nationalprotestantismus, wie ihn beispielsweise Heinrich von Treitschke oder Adolf Stoecker vertraten. Der Höhepunkt der Lehre der Verachtung in der Geschichte des Christentums wird freilich in der Zeit des Nationalsozialismus mit Gründung der Deutschen Christen und ihrer völkischen Theologie erreicht.

Auch dieses Kapitel darf in der Monografie nicht fehlen. Die sich in der Chronologie des Buches daran anschließenden oftmals ambivalenten Einstellungen gegenüber dem Judentum seitens der Bekennenden Kirche beleuchtet der Autor leider nur äußerst kurz und oftmals fällt die Hinzunahme der Primärquellen knapp aus. Insgesamt aber sind die Darstellungen von Pangritz äußerst prägnant.

Die Übersichtlichkeit des Buches offenbart aber zugleich seine Schwächen. So fehlt leider eine Diskussion zum Antijudaismus im Neuen Testament oder in den frühchristlichen Schriften. Etwa der Barnabasbrief (um 100 n. Chr.) und der Diognetbrief (zwischen 120 n. Chr. und 210 n. Chr.) – unter anderen Grundlage des christlichen Supersessionismus – bleiben leider unerwähnt, ähnlich wie zum Beispiel die Kirchenväter Tertullian und Cyprian. Ferner könnte die Neue Paulusperspektive tiefergehende Erwähnung finden, die aus exegetischer Perspektive die luthersche Gegenüberstellung von Werkgerechtigkeit (AT) und Rechtfertigung allein aus Glauben (NT) seit den 1960er-Jahren aufbricht.

Dafür erhalten alle Lesenden einen Einblick in die Geschichte des deutschen Antisemitismus, wie beispielsweise in die

Gemeinden im Vergleich

Ann-Christin Renneberg/Hilke Rebenstorf: Sozialraumorientierung. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2023, 96 Seiten, Euro 29,–.

Die vorliegende Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD vergleicht die Parochien der evangelischen Landeskirchen mit denen von Fresh-X-Gemeinden. Das Thema: Sozialraumorientierung. „Unabhängig vom Siedlungsgebiet haben EKD-Gemeinden häufiger Kontakte in den Sozialraum als Fresh X", schreiben die Autorinnen. Was auch daran liege, dass es dort häufiger eine konfessionslose Mehrheit gebe. Deutlich wird, dass es in der Forschung kein eindeutiges Maß für Sozialraumorientierung gibt.

Vergessene Stimmen

Henrike Lähnemann/Eva Schlothuber: Unerhörte Frauen. Ullstein Buchverlage, Berlin 2023, 222 Seiten, Euro 26,–.

Die beiden Wissenschaftlerinnen bieten in ihrem Buch einen einzigartigen Einblick in das Leben von Nonnen im Mittelalter. Aus einer Briefsammlung der Benediktinnerinnen, einem Konventstagebuch einer Nonne, aus Andachtsbüchern der Zisterzienserinnen und einer Vielzahl anderer Quellen ziehen sie ihr Wissen über die Geschichte an der Grenze zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit. Es ist eine beeindruckende und spannend zu lesende Arbeit, die über die Nonnen, ihren Platz in Gesellschaft und Familie, über Musik, die Zeit der Reformation und über Krankheit und Sterben im Kloster Auskunft gibt. Sehr empfehlenswert und durch die authentischen Stimmen eine spektakulär neue Perspektive.

Überlegungen

Delphine Horvilleur: Antisemitismus. Hanser Verlag, Berlin 2021, 141 Seiten, Euro 18,–.

Anlässe, sich Gedanken über das Erstarken von Rechtsextremismus zu machen, gibt es genug. Da kommt das Buch der liberalen französischen Rabbinerin Delphine Horvilleur gerade zur rechten Zeit. Sie geht aus feministischer Perspektive dem Antisemitismus in der Tiefe seiner Geschichte auf den Grund. Und sie legt dabei die mentalen und kollektiven Muster dieses Hasses offen. Sehr anregend und klug formuliert von einer der einflussreichsten Stimmen des liberalen Judentums in Europa.

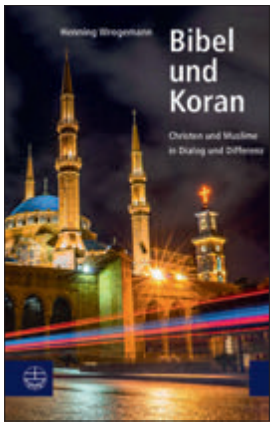
mittelalterlichen Pogrome (wie sie etwa 1349 in Köln stattgefunden haben oder die Vertreibung aller Jüdinnen und Juden aus eben dieser Stadt im Jahr 1424). Des Weiteren werden einige Verschwörungsmythen (wie die Ritualmordlegende, die sich heutzutage in der Verschwörungserzählung von Q-Anon wiederfindet) oder das Gesetz zur so genannten Reinheit des Blutes aus dem Jahr 1449 im spanischen Toledo erläutert. Die christliche Mitverantwortung für den Antisemitismus als eine wesentliche Voraussetzung für den nationalsozialistischen Genozid sieht Pangritz aber vor allem in der Lehre Martin Luthers begründet. Dass allerdings gerade Martin Luther den vormodernen Antisemitismus nicht nur voraussetzte, sondern ihn aufnahm und somit auch zu seiner Verbreitung beitrug, hat bereits Thomas Kaufmann in *Luthers Juden* herausgestellt, aber ausgerechnet dieses Buch findet sich leider nicht im Literaturverzeichnis. Ebenfalls leider auch nicht die im vergangenen Jahr erschienene Monografie von Andreas Benk *Christentum, Antisemitismus und Schoah. Warum der christliche Glaube sich ändern muss*, die aus einer katholischen Perspektive zu einem ähnlichen Schluss kommt wie Pangritz: Die Theologie muss einen Beitrag zur notwendigen Selbstkritik leisten, indem sie vor allem ihren antisemitischen Wurzeln nachspürt, um sich zu erneuern und zu verändern.

„Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen", so der Ausschwitzüberlebende Primo Levi (1919–1987) – das Buch von Andreas Pangritz ist ein großer Gewinn, um mit einem besseren Verständnis der Vergangenheit eine verständnisvollere Zukunft zu gestalten. Dass dies keine flüchtige Momentaufnahme bleibt, ist unser aller Aufgabe.

ANNIKA KRAHN

Nachdenklich

Christen und Muslime



Henning Wrogemann: **Bibel und Koran.** Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 272 Seiten, Euro 39,–.

Henning Wrogemann ist seit vielen Jahren ein kritischer Begleiter des christlich-islamischen Dialogs der evangelischen Kirchen in Deutschland. Verschiedentlich hat er kritische Aufsätze dazu veröffentlicht, die er nun in einem Sammelband zusammengeführt hat. Redundanzen bleiben dabei nicht aus. Er setzt sich insbesondere mit der Arbeitshilfe „Weggemeinschaft und Zeugnis im Dialog mit Muslimen" der Evangelischen Kirche im Rheinland von 2015 auseinander, bezieht aber auch die Veröffentlichung der badischen Kirche „Christen und Muslime. Gesprächspapier zu einer theologischen Wegbestimmung" (2018) mit ein.

Sein Hauptvorwurf ist die „weitgehende christliche Selbstrelativierung", weil wesentliche theologische Themen ausgeblendet würden und die Kirche sich „auf einen dürren Aufklärungsmonotheismus" zurückziehe. Dabei unterstellt er, dass „die Unterschiede zwischen biblisch-christlicher und koranisch-muslimischer Position abgeschliffen werden sollen". Besonders problematisch findet er, dass diese Papiere diverse

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin

Johann Hinrich Claussen
Kulturbeauftragter der EKD, Berlin

Dr. Alexander Dietz
Professor für Systematische Theologie und Diakoniewissenschaft an der Hochschule Hannover

Sonja Domröse
Pastorin, Stade

Udo Feist
Autor, Dortmund

Thomas Groß
Kulturredakteur des *Mannheimer Morgen*

Annemarie Heibrock
Journalistin, Bielefeld

Angelika Hornig
Journalistin, Minden

Dr. Dr. Klaas Huizing
Professor für Systematische Theologie an der Universität Würzburg

Dr. Annika Krahn
Lektorin für Religionspädagogik am Institut für Evangelische Theologie an der Universität Köln

Anna Lutz
Redakteurin des Christlichen Medienmagazins *Pro*, Berlin

Klaus Mattheß
Physiker und evangelischer Religionslehrer, Hilden

Ralf Meister
Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und Leitender Bischof der VELKD, Hannover

Sascha Montag
Fotojournalist, Lehnin

Dr. Paul Nolte
Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin

Dr. Miriam Rose
Professorin für Systematische Theologie an der Universität Jena

Jan Rübel
Reporter, Weinstadt

Dr. Hanno Sauer
Professor für Ethik an der Universität Utrecht

Dr. Christian Schäfer
Professor für Philosophie an der Universität Bamberg

Dr. Thomas Schlag
Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich

Dirk Siedler
Pfarrer, Düren

Kira Stütz
Promovendin in Praktischer Theologie an der Universität Leipzig

Michael Utsch
Referent bei der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Berlin

Olaf Zimmermann
Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Berlin

zeitzeichen-Service
Lesertelefon 0711/72 52-230
zeitzeichen@zenit-presse.de

IMPRESSUM

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Leipzig
Michael Weinrich, Bochum
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet EUR 94,60 (inkl. Versandkosten). Ruheständler, Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 8,40. Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

KLIMAKOLLEKTE Klimafreundlich gedruckt

kirchliche Gremien durchlaufen haben und offenbar auch in Kenntnis der Kirchenleitungen veröffentlicht wurden. Ihnen hält er vor, „sich leichtfertig auf theologisch unhaltbare Selbstrelativierungen“ eingelassen zu haben.

Zweitens: Die evangelischen Kirchen bemühten sich um einen theologischen Dialog, der von muslimischer Seite kritisch gesehen oder abgelehnt wird.

Und drittens verwendeten Kirchen oft ein unklares Dialog-Verständnis mit unreflektierten weitreichenden Konsequenzen. Wrogemann entwickelt hier eine „Hermeneutik des Dialogs“, die zwischen Ausgangssituation, Intention, Hermeneutik, Ziel und Konsequenz differenziert. In den Kirchen-Papieren sieht er eine „assimilative Hermeneutik“ am Werk, die von der Vorannahme ausgehe, „dass durch einen theologischen Konsens Konflikte vermieden werden können“. Ziel des Dialogs sei eine „gegenseitige vollumfängliche theologische Anerkennung“ als „zu erreichender Endzustand“.

Wrogemann unterscheidet „Kontakt-Dialoge“, „Kompromiss-Dialoge“ und „Kenntnis-Dialoge“ mit ihren unterschiedlichen Hermeneutiken. Er zeigt so schon, wie vielfältig Dialog in der Praxis ist. An anderer Stelle spricht er auch vom „Kontrovers-Dialog“, der nur „allzu leicht verdächtigt [werde], ins Ideologische abzugleiten“. Ob damit die „Überzeugungs-Dialoge“ gemeint sind, von denen Wrogemann noch 2015 in seiner umfassenden „Theologie Interreligiöser Beziehungen“ schrieb?

Ein wichtiger Ansatzpunkt für Wrogemanns Kritik ist ein Satz des rheinischen Papiers, der beschreiben soll, wie sich die unterschiedlichen Wahrheitsansprüche der Religionen zur Gotteswirklichkeit verhalten. Diese ist uns in Jesus Christus letztgültig offenbart worden. Sie hat sich aber auch in der biblischen Offenbarungsgeschichte immer wieder neu gezeigt (wie im rheinischen Text vorher dargestellt wird). Der kritisierte Satz: „Auch dem christlichen Glauben widersprechende Glaubensvorstellungen stehen unter der Gnade Gottes in seiner Geschichte des Heilsweges mit seiner Schöpfung.“ Interessant, dass Wrogemann die Offenbarung Gottes in Jesus Christus als letztgültige Offenbarung dann darin zusammengefasst sieht, dass sich Gott als der offenbart hat, „der Liebe ist“. Das ist gut neutestamentlich – nur so wie Wrogemann immer wieder einen unklaren Dialog-Begriff kritisiert, wäre hier der Liebes-Begriff erst noch zu beschreiben.

Den kritisierten Papieren stellt Wrogemann die ökumenischen Verlautbarungen des ÖRK von 2013, des Lutherischen Weltbundes (2006) und der Lausanner Bewegung (2010) gegenüber, die trinitätstheologisch argumentierten. Erwähnt sei, dass sich das rheinische Papier sehr wohl auf verschiedene Verlautbarungen gerade aus dem ökumenischen Kontext bezogen hat und exemplarisch die interreligiöse Situation in Indonesien dargestellt hat (zu deren Kirchen die rheinische Kirche Partnerschaften pflegt).

Leider erwähnt Wrogemann nicht, dass das rheinische „Gesprächspapier“ 2018 nach intensiver Debatte tatsächlich zu einem rheinischen Synodalbeschluss geführt hat: „Für die Begegnung mit Muslimen. Eine theologische Positionsbestimmung“. Diese formuliert an manchen Stellen die christlichen Glaubens-Grundlagen klarer als in der vorangegangenen Arbeitshilfe, würde aber sicher wieder Wrogemanns Kritik provozieren: „Der Dialog zielt auf das gegenseitige Kennenlernen, das gemeinsame Handeln, das Aushalten von Differenzen sowie eine vertiefte Wahrnehmung der je eigenen Traditionen, nicht aber auf eine Konversion zur jeweils anderen Religion“ (rheinischer Synodalbeschluss 2018, Punkt 3).

Die dargestellte Kritik wird von Wrogemann in seinen Aufsätzen unter verschiedenen Gesichtspunkten variiert: die Frage nach der Selbigkeit Gottes, in Auseinandersetzung mit einzelnen Koran-Versen, die für den Dialog bedeutsam sind, Ansätze der pluralistischen Religionstheologie und verschiedene Perspektiven zu einem „konstruktiven Umgang mit Differenz“.

Seinen Sammelband beschließt er mit einer „Theologie Interreligiöser Beziehungen. Thesen zu einem Neuansatz theologischer Wertschätzung des religiös Anderen“. Dialoge seien für eine plurale Gesellschaft notwendig, und so will er „ein vertieftes Verständnis interreligiöser Beziehungen“ befördern. Seine Thesen enthalten Anregungen, die weitergeführt werden müssten. Schließlich sieht Wrogemann in „christlichen Letztbegründungsmustern … einen christlichen Beitrag zur konstruktiven Gestaltung interreligiöser Beziehungen“. Auf jeden Fall fordert dieses Buch zu eigenem Nachdenken und einer eigenen Positionierung heraus.

DIRK SIEDLER

Amüsant

Im Mittelpunkt die Frauen

Angela Steidele: **Aufklärung.** Insel Verlag, Berlin 2022, 603 Seiten, Euro 25,–.

Mit großer Fabulierkunst und gründlicher Recherche entführt Angela Steidele in ihrem neuesten Buch *Aufklärung* in das Leipzig des 18. Jahrhunderts. Die Kölner Autorin unterlegt ihren Roman mit historischen Fakten und dezent angeordneten Fußnoten zu ihren Quellen, so dass auch eine Art Geschichtsschreibung entsteht. Ein überaus farbiges Bild entwirft sie für die Jahre 1734 bis 1766, in denen Leipzig nicht nur die Wirkungsstätte des Thomaskantors Johann Sebastian Bach und seiner Familie war, sondern sich auch viele Geistesgrößen der Zeit trafen. So haben neben Bach auch Lessing, Goethe, Voltaire, Friedrich II. und weitere Herren ihren Auftritt. Aber die große Bühne gehört in diesem Buch den Frauen. Denn Steidele holt zahlreiche von ihnen mit ihren Lebensgeschichten und ihrem Wirken aus dem Dunkel der Historie. Oder korrigiert das Bild, das bislang Männer von ihnen gezeichnet haben.

So ist der Titel „Aufklärung" gleich in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich, geht es doch nicht nur um eine „Liebeserklärung an die Idee der Aufklärung", wie der Klappentext des Buches verspricht, sondern auch um „Aufklärung" über die Bedeutung weiblicher Werke dieser Zeit.

Im Mittelpunkt des Buches stehen zwei Frauen: Dorothea Bach, ältestes Kind der Familie, und Luise Gottsched, Schriftstellerin und Übersetzerin, die in der neueren Forschung als eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen der Aufklärungszeit gilt und als erste Frau in Deutschland Komödien sowie eine Tragödie verfasst hat. Erzählt wird die Geschichte dieser beiden Protagonistinnen aus der Perspektive der Ich-Erzählerin Dorothea.

Über die historische Dorothea Bach ist dabei nicht viel bekannt. Es gibt nur eine dürre Notiz aus der Feder ihres Vaters Johann Sebastian, der seiner Tochter attestiert, sie schlage mit ihrer Stimme „nicht schlimm" ein. Luise Gottscheds Bild ist bislang maßgeblich durch ihren Mann Christoph geprägt gewesen, der nach ihrem Tod eine Lebensgeschichte seiner „fleißigen Gehüllfin" herausgab. Steidele lässt dagegen Bach erzählen, dass „die Gottschedin" eine vielseitig begabte Autorin war, deren Arbeiten ihr Mann gerne unter seinem Namen veröffentlichte und sie zur Gehilfin degradierte. Es eröffnet sich also ein weiter Raum des Erzählens aus weiblicher Perspektive. Die Bühne betreten Frauen wie Émilie du Châtelet, Mathematikerin, Physikerin und Mitautorin bedeutender Werke Voltaires, die die Gleichberechtigung von Frauen forderte. Oder Laura Bassi, Professorin für Philosophie und Physik in Bologna. Aber auch Christiane Mariane von Ziegler, deren Texte Bach für etliche seiner Kantaten zu Grunde legte und die zu ihrer Zeit durch eine kaiserliche Dichterkrönung zu einer der berühmtesten Frauen Deutschlands avancierte, erhält einen Platz. Nicht zu vergessen Anna Maria von Schürmann, Universalgelehrte, die schon 1638 alle Einwände gegen ein Studium von Frauen widerlegte.

Amüsant zu lesen ist es, wenn Steidele in ihrer Fabulierkunst allerlei aktuelle Diskussionen in die Gespräche ihrer Romangestalten einfließen lässt. So wird über gendergerechte Sprache diskutiert, in Leipzig wird „gezwitschert" und auch ein Herr Gugl aus dem Siliciumthal hat einen Auftritt. Und wie steht es um das Verhältnis von Vernunft und Glaube? Auch diese Frage der Aufklärungszeit wird lebhaft diskutiert. Eine Antwort legt Steidele Luise Gottsched in den Mund: „Christi Liebe, Christi Friedensbotschaft ist das Vernünftigste, was man sich vorstellen kann!"

Das Diktum Kants, Aufklärung sei „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit", pariert Dorothea Bach mit dem Hinweis, dass Frauen ihre Unmündigkeit wohl kaum selbstverschuldet hätten, wenn sie von Universitäten und höheren Schulen ausgeschlossen seien und von zahlreichen Gelehrten für dumm erklärt würden. So geht Aufklärung aus weiblicher Sicht.

SONJA DOMRÖSE

Unterschiede

Krieg und Alltag in der Ukraine

Daniel Schulz: **Ich höre keine Sirenen mehr.** Siedler Verlag, München 2023, 272 Seiten, Euro 24,–.

Kann es Normalität geben im Krieg? Ein Alltagsleben angesichts allgegenwärtiger Bedrohungen? Kaum vorstellbar. Und doch ist es so. Irgendwann hört man die Sirenen nicht mehr – oder man ignoriert sie. Einfach weil man müde ist, erschöpft von dem dauerhaften seelischen Druck, erschöpft von den Nachrichten und den Bildern aus dem ganzen Land. Und weil man Sehnsucht hat – nach eben dieser Normalität. Wie der ukrainische Filmproduzent: Er bleibt bei Alarm, wie er dem Reporter aus Deutschland erzählt, im Bett und tut damit das, was viele andere auch tun. Gleichsam als ein Akt persönlicher Notwehr, zum Selbstschutz.

Der deutsche Reporter ist Daniel Schulz. Er schreibt nicht nur für die *taz* und die ukrainische Zeitung *Kyiv Post*. 2018 erhielt er den Deutschen Reporterpreis und 2019 den Theodor-Wolff-Preis für seinen Roman *Wir waren wie Brüder*.

Seit Jahren beobachtet und begleitet Schulz das Geschehen in der Ukraine, die ja nicht erst seit 2022 im Krieg ist, sondern bereits seit 2014, als „russländische Soldaten" in den Donbas einfielen. „Russländische Soldaten" nennt Schulz in seinem Buch, das soeben unter dem Titel *Ich höre keine Sirenen mehr* bei Siedler erschienen ist, die Truppen, die die Ukraine in den Krieg gezwungen haben. Eine sprachlich wichtige Nuance, die ein Denkanstoß sein kann für den westlichen Blick auf Russland und den Angriffskrieg auf die Ukraine. Denn Russinnen und Russen sind nur eine von 160 Ethnien in der „Russländischen Föderation" und Russisch ist nur eine von 135 Sprachen. Das sei etwas, was viele

in Deutschland gerade erst lernen, sagt Schulz: Viele Soldaten seien ja keine Russen, sondern Angehörige von Minderheiten, deren Gebiete sich Moskau im Laufe seiner imperialen Geschichte einverleibt hat. So, wie es sich jetzt die Ukraine einverleiben will.

Was das bedeutet für das überfallene Land zeigen die täglichen Fernsehbilder. Die Geschichten hinter den Bildern erzählt Schulz. Sein Buch handelt von Zerstörung, Gewalt, Tod, Kälte und Elend, aber auch vom Mut und von der Zuversicht der Menschen. Der Autor hat Kulturschaffende, Künstlerinnen und Künstler, Journalistinnen und Journalisten getroffen – und „ganz normale" Menschen.

Zum Beispiel Ivan. Er ist über sechzig und war Hausmeister in einem Kindergarten in Jahidne, etwa 140 Kilometer nördlich von Kiew. 27 Tage war er unter unwürdigsten hygienischen Bedingungen mit 350 anderen Frauen, Männern und Kindern auf 197 Quadratmetern unter der neben seinem Kindergarten gelegenen Schule eingepfercht. Es waren „russländische" Soldaten, die die Menschen dort hineingetrieben haben, damit die ukrainische Armee die Schule, in deren Klassenräumen sich die Invasoren breit gemacht hatten, nicht zu sehr unter Feuer nahm. Tote gab es dennoch. Ihre Namen haben die Überlebenden auf eine Wand in der Schule geschrieben. Sieben wurden von feindlichen Soldaten erschossen. Einer nur deshalb, weil er sein Handy nicht hergeben wollte. Als Ivan den deutschen Reporter durch den Ort des Geschehens führt, wird klar: Die Liste ist nicht vollständig.

Die Zahl der Toten in der Ukraine wächst von Tag zu Tag. Unter Soldaten und unter Zivilisten. Dennoch – auch davon berichtet Daniel Schulz – ist die Ukraine kein monolithischer Block. Auch hier gibt es unterschiedliche Haltungen im Blick auf den großen östlichen Nachbarn, vor allem weil hier Menschen leben, die russische und ukrainische Wurzeln haben. Menschen, die sich nicht mehr sicher sind, was sie sagen dürfen.

Und noch etwas erzählen Schulz' Geschichten: dass im Krieg manches so normal gut oder so normal schlecht läuft wie zuvor. In diesem Sinne ist die Episode vom Knöllchen für widerrechtliches Parken auf einem Behindertenparkplatz vielleicht sogar ein winziger Trost.

ANNEMARIE HEIBROCK

FILMTIPPS

Empfohlen von Pfarrer Christian Engels,
Leiter des Filmkulturellen Zentrums der EKD, Frankfurt/Berlin.

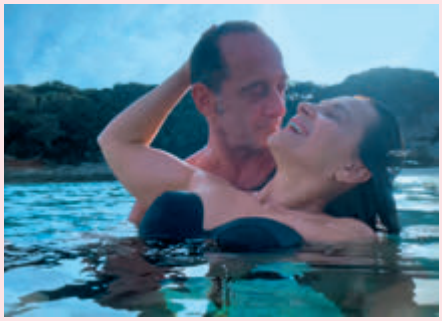
Mein fabelhaftes Verbrechen

Der Regisseur François Ozon liebt Filme wie kaum jemand sonst. Deshalb dreht er andauernd welche: Mit 55 Jahren umfasst seine Filmographie 46 Titel. Aber er liebt auch die Filmgeschichte. Das hat sein großer Erfolg „8 Frauen" gezeigt. Und sein neuer Film ist ebenfalls eine elegante Krimikomödie, die auf einem alten Boulevardstück basiert und in den 1930er-Jahren spielt. Eine Schauspielerin wird beschuldigt, einen Theaterproduzenten ermordet zu haben. Ihre Freundin verteidigt sie vor Gericht. Der Film ist bewusst artifiziell gehalten und feiert den schönen Schein, das Spiel, den großen Auftritt. Die Schauspielerinnen und Schauspieler wie Isabelle Huppert genießen das sichtlich.

102 Minuten, ab dem 6. Juli
Regie: François Ozon

Liebe und Entschlossenheit

Die Personen dieser Geschichte haben viel Liebe, aber wenig Entschlossenheit. Eine Frau verliebt sich in den besten Freund ihres Partners, mit dem sie früher schon einmal zusammen war. Ein Liebesdreieck voller spannungsvoller Beziehungen und vieldeutiger Gefühle, das ist eine Spezialität des französischen Kinos, am berühmtesten vielleicht in „Jules und Jim" von François Truffaut. Die Regisseurin Claire Denis arbeitet hier zum dritten Mal mit Juliette Binoche zusammen, deren internationale Karriere 1988 in „Die Leichtigkeit des Seins" begann, und die immer interessant und rätselhaft ist. In einer Zeit, in der Filme fast nur für Jugendliche gemacht werden, ist dieser Film eine erfreuliche Abwechslung.



116 Minuten, ab dem 13. Juli
Regie: Claire Denis

Oppenheimer

Kaum ein anderer Film wird dieses Jahr so sehr erwartet. Christopher Nolan erzählt drei Stunden lang das Leben des Vaters der Atombombe, und alles an diesem Film ist gewaltig. Es geht um die ganz großen Fragen: Wie begegnet man den größtmöglichen Gefahren, wie verantwortungsvoll ist die Wissenschaft, wie wichtig ist ein einzelner Mensch? Die Besetzungsliste ist lang und voller Stars wie Kenneth Branagh, Matt Damon, Gary Oldman und sogar Matthias Schweighöfer als der deutsche Physiker Heisenberg. Nur Michael Caine fehlt, nachdem die 90-jährige Legende in fast allen Filmen des Regisseurs mitgewirkt hat. Der Film bietet eher Spektakel als Nachdenklichkeit, aber das auf beeindruckende Weise.

180 Minuten, ab dem 20. Juli
Regie: Christopher Nolan

Bischöfin leitet Nationalkomitee

Foto: Marcelo Hernandez

Kristina Kühnbaum-Schmidt, die Landesbischöfin der Nordkirche und stellvertretende Leitende Bischöfin der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) ist, übernimmt am 11. Dezember den Vorsitz des Deutschen Nationalkomitees (DNK) des Lutherischen Weltbundes (LWB). In diesem Amt folgt die 58-Jährige dem württembergischen Altlandesbischof Frank Otfried July (68) nach. Vorher war Kühnbaum-Schmidt stellvertretende Vorsitzende des DNK. Dieses Gremium bilden elf Mitgliedskirchen des LWB, darunter die sieben Mitgliedskirchen der VELKD, die lutherischen Landeskirchen Oldenburg und Württemberg, die nicht zur VELKD gehören, die Lutherische Klasse der reformiert geprägten lippischen Landeskirche und die Evangelisch-Lutherische Kirche in Baden, die Lutheraner gründeten, die die Bildung der unierten Landeskirche Badens 1821 ablehnten. Der LWB hat 149 Mitgliedskirchen in 99 Ländern mit knapp 78 Millionen Mitgliedern.

Wechsel bei der „Gemeinde Gottes“

Der Hannoveraner Pastor Siegfried Froese ist neuer Bundesdirektor der „Gemeinde Gottes Deutschland“. Der 60-Jährige ist Nachfolger von Ralf Klinner (64). Die Freikirche hat in Deutschland 25 Gemeinden mit rund 3 000 Mitgliedern. Klinner führt künftig ehrenamtlich die Bundeskasse und ist in Teilzeit im Vorstand des Sozialdienstes der Freikirche tätig. Die Gemeinde Gottes, die in den USA entstand, hat weltweit über 80 0000 Mitglieder. Sie gehört in Deutschland der Vereinigung Evangelischer Freikirchen an und ist Gastmitglied der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen.

Navid Kermani ausgezeichnet

Foto: dpa

Der Publizist und Schriftsteller Navid Kermani hat den mit 5 000 Euro dotierten Hans-Ehrenberg-Preis erhalten, den die westfälische Landeskirche und der Kirchenkreis Bochum vergeben. „Navid Kermani mit dem Preis zu ehren, der an Hans Ehrenberg erinnert, bedeutet für uns, die Kunst des dialogischen Denkens zu feiern“, erklärte Superintendent Gerald Hagmann. Die Auszeichnung erinnert an den Bochumer Pfarrer Hans Ehrenberg (1883–1958). Er stammte aus einer liberalen jüdischen Familie und ließ sich im Alter von 26 Jahren taufen. Sein Vetter war der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig (1886–1929). Hans Ehrenberg war Religiöser Sozialist und Mitbegründer der Bekennenden Kirche. Weil die Nazis ihn als Juden einordneten, wurde er verfolgt. Der anglikanische Bischof von Chichester George Bell ermöglichte Ehrenberg 1939 wie vielen „nichtarischen“ Pfarrern die Aufnahme in England. 1947 kehrte er nach Deutschland zurück.

Schweizer zum Präsidenten gewählt

Martin Sallmann, Professor für Neuere Geschichte des Christentums und Konfessionskunde an der Theologischen Fakultät der Universität Bern, ist neuer Präsident der internationalen Gesellschaft für die Geschichte des reformierten Protestantismus. Der 59-Jährige, der in Speicher im Kanton Appenzell Außerrhoden aufwuchs, promovierte und habilitierte sich an der Universität Basel.

Neue Pröbstin für Oberhessen

Anke Spory, die seit drei Jahren Geschäftsführende Pfarrerin der Evangelischen Studierendengemeinde Frankfurt am Main ist, wird im September Pröpstin (Regionalbischöfin) für Oberhessen. Für die 54-Jährige stimmten 70 von 107 Mitgliedern der hessen-nassauischen Landessynode. Kandidiert hatte auch Marcus Kleinert, Gemeindepfarrer in Hungen bei Gießen. Spory ist Nachfolgerin von Matthias Schmidt, der jetzt Pfarrer für Kranke und Behinderte ist. Die promovierte Theologin war nach ihrem Studium drei Jahre in der Personalentwicklung der Deutschen Bank tätig und neun Jahre lang Gemeindepfarrerin in Bad Homburg. Zur Propstei Oberhessen gehören 300 000 Protestanten in den Landkreisen Gießen, Vogelsberg und Wetterau.

ANGEZEIGT

Alt-katholisch

Das Bistum Konstanz war Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Hochburg der katholischen Aufklärung. Und nach 1870 wurde die römisch-katholische Gemeinde Konstanz ein Hort des Widerstands gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit und Jurisdiktionsgewalt des Papstes. Daher ist das 179 Seiten starke Buch über die Gründung der alt-katholischen Gemeinde, das 14 Euro kostet, über den Bodensee hinaus spannend. Es enthält auch Beiträge des renommierten römisch-katholischen Kirchenhistorikers Hubert Wolf (Münster). *Bestellanschrift: konstanz @alt-katholisch.de*

Umgang mit Missbrauch bedauert

Die Moritzburger Gemeinschaft der Diakone und Diakoninnen in der sächsischen Landeskirche haben Fehler beim Umgang mit den Untaten eines 2013 gestorbenen Diakons eingeräumt, der ab 1956 dreißig Jahre lang junge Menschen missbraucht haben soll. Es sei auch ein Fehler, dass die Gemeinschaft beim Nachruf auf den Diakon die Straftaten nicht erwähnt habe, obwohl einzelne bereits bekannt waren. Ein Betroffener hatte 2012 den sexuellen Missbrauch der Leitung der Moritzburger Gemeinschaft mitgeteilt.

Foto: picture alliance

Erzbischof Justin Welby beim Fest zur Krönung von König Charles im Dombezirk von Canterbury.

US-Katholiken für Abtreibungspille

Bei der Umfrage des renommierten Washingtoner Pew Research Center, ob die Abtreibungspille in ihrem Bundesstaat legal sein sollte, haben 39 Prozent der Protestanten mit Ja und 32 mit Nein geantwortet. Bei den weißen Evangelikalen beträgt das Verhältnis 23 zu 50, bei den weißen Nichtevangelikalen 53 zu 15 und bei den schwarzen Protestanten 54 zu 17. Von den römischen Katholiken sprachen sich 46 Prozent für die Legalisierung der Abtreibungspille und 26 dagegen aus. Bei den weißen Katholiken beträgt das Verhältnis 51 zu 24 und bei den hispanischen 43 zu 25. 74 Prozent der Konfessionslosen sind für die Legalisierung und 7 Prozent dagegen. Von den Anhängern der Demokraten befürworten 73 Prozent die Legalisierung der Abtreibungspille, während 8 Prozent dagegen sind. Bei den Republikanern beträgt das Verhältnis 35 zu 36.

Uganda: Drakonische Strafen für Schwule

Ugandas Präsident Yoweri Museveni hat ein Gesetz unterzeichnet, das bei Fällen von „besonders schwerer Homosexualität“ die Todesstrafe vorsieht. Darunter wird der Missbrauch Minderjähriger verstanden. Auf die „Propagierung und Finanzierung homosexueller Aktivitäten“ stehen bis zu 20 Jahre Gefängnis. Und mit bis zu 14 Jahren können „schwerwiegende homosexuelle Akte“ geahndet werden, womit „Akte“ von „Wiederholungstätern“ gemeint sind. Nach einem Bericht der englischen Tageszeitung *Guardian* lobte der leitende Geistliche der anglikanischen Kirche Ugandas, Erzbischof Stephen Kaziimba, das Gesetz. Denn Homosexualität verstieße „gegen unsere Kultur und unseren Glauben“ und werde dem Land „von ausländischen Akteuren aufgezwungen“.
Justin Welby, Erzbischof von Canterbury und Ehrenoberhaupt der Anglikanischen Weltgemeinschaft, forderte Kaziimba auf, seine Unterstützung des Gesetzes zurückzuziehen, und erinnerte ihn daran, dass sich alle anglikanischen Kirchen, unabhängig von ihrer Bewertung der Homosexualität, verpflichtet haben, für „die Freiheit und Würde aller Menschen“ einzutreten.

„Judensau“: mal verhüllt, mal ergänzt

Die „Judensau“, eine antijüdische Schmähplastik im Kreuzgang des evangelischen Doms in Brandenburg an der Havel, bleibt an ihrem historischen Ort. Das in rund zwei Metern Höhe an einer Säule angebrachte Relief werde aber verhüllt, teilten das Domstift und die berlin-brandenburgische Landeskirche mit. Bischof Christian Stäblein, der Vorsitzender des Domkapitels ist, sagte, eine Abnahme des Reliefs und eine Ausstellung an einem anderen Ort seien wegen seines Terrakotta-Materials und aus statischen Gründen nicht möglich. Die „Judensau“ an der Ruine der Nikolaikirche im anhaltinischen Zerbst ist durch ein Gegendenkmal ergänzt worden. Unterhalb der Schmähplastik wurde an einem der Strebepfeiler eine 125 Zentimeter hohe Stele platziert, die als Lesepult gestaltet ist und auf die Lesepulte in Synagogen Bezug nimmt.

Entdeckerfreude an der Donau

Musikalische Schatzsuche bei den Tagen Alter Musik in Regensburg

REINHARD MAWICK

Früher waren sie ein Geheimtipp, heute sind sie das führende Alte-Musik-Fest Deutschlands: Zum 38. Male fanden die Tage Alter Musik Regensburg, kurz TAM, über Pfingsten statt – endgültig erholt aus dem Corona-Tief, als 2020 ein komplett geplantes Festival abgesagt werden musste. Alte-Musik-Konzertreihen und -Festivals gibt es unzählige, und das ist auch gut so, denn das, was sich noch bis Anfang der 1990er-Jahre etwas ungelenk „Musik auf historischen Instrumenten" nannte und sich dann zuweilen etwas bemüht als unkonventionell inszenierte, ist heute State of the Art.

Aber die Tage Alter Musik Regensburg sind bis heute besonders und stechen aus dem Mainstream hervor. Das liegt zum einen an den Konzertstätten: Wunderbare mittelalterliche Kirchen und prächtige bayerische Barockkapellen, Orte mit herrlicher Akustik und auratischer Kraft! Dieses Geschenk ihrer Heimatstadt machten sich vor fast vierzig Jahren zwei junge Männer zunutze, die für die damals aufkeimende Alte-Musik-Bewegung brannten: Ludwig Hartmann und Stephan Schmid. Sie waren mehrmals zum Oude-Muziek-Festival ins holländische Utrecht gereist, zur Mutter aller Alte-Musik-Festivals. „Das machen wir bei uns auch", sagten sie sich und veranstalteten so 1984 die Tage Alter Musik zum ersten Mal, damals mit fünf Konzerten.

Bis heute organisieren Hartmann und Schmid, die beiden ehemaligen Regensburger Domspatzen, ehrenamtlich das Pfingstfestival an der Donau, und ein Ende ist nicht absehbar, und auch das ist gut so. Denn das Zweite, was bei Hartmann und Schmid hervorsticht aus der Vielzahl der Festivals, ist der ganz besondere, unbestechliche programmatische Anspruch, der da lautet: Alte Musik zwar, aber bitte immer viel neue Alte Musik und bloß keine immergleichen Best-of-Programme.

Heuer, wie man in Bayern sagt, waren bei den 16 Konzerten zwar auch Programme dabei, die „nur" aufgrund überragender Interpret:innen besonders waren, wie zum Beispiel die solistisch besetzte Aufführung von drei Bachkantaten mit dem französischen Ensemble Alia Mens. Aber dann gab es wahre Programm-Juwelen, zum Beispiel zwei aufeinanderfolgende Konzerte am Vorabend des Pfingstsonntags: Zunächst hatten sich drei erlesene Alte-Musik-Ensembles zusammengetan, die unter dem aus dem Requiemtext stammenden Motto „Luceat eis, Domine" (Es leuchte ihnen, Herr) den Reichtum frühbarocker Musik von Norditalien bis Wien nach 1600 zelebrierten. Selten hat man ein so prächtiges barockes Instrumentarium auf einen Fleck zur gleichen Zeit versammelt erlebt: Da gab es sechs Bassgamben und eine Sonate für acht (!) Naturtrompeten von Heinrich Biber und die Aufführung der 10-stimmigen Missa pro defunctis à 10 Stimmen des österreichischen Komponisten Christoph Strauss (1575–1631), einem Künstler mit ganz eigenem, feinen Klangidiom, der einst am Wiener Stephansdom wirkte. Faszinierend! Und danach pilgerte man zum Nachtkonzert weiter zum Ensemble Holland Baroque um die beiden Schwestern Judith und Tineke Steenbrink, die unter dem Titel „Brabant 1653" klösterliche Musiktraditionen des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden ausgegraben hatten. „Gregorianischer Choral mit barockem Herzblut" – so könnte man das Motto dieser herrlich dargebotenen Werke zusammenfassen, sicher der heimliche Höhepunkt dieses Jahres.

Regensburg pur: Neues Altes in herrlichen Räumen ohne überflüssiges Tamtam.

Was bleibt? Sich zu freuen auf nächstes Jahr. Obacht, da liegt Pfingsten etwas früher (17.–21. Mai). Man darf gespannt sein, was Hartmann & Schmid sich dann wieder ausdenken. Hoffentlich wie immer viel neues Altes und das alles in herrlichen Räumen und ohne überflüssiges Tamtam– also Regensburg pur. Die pfingstlichen Pilgerscharen ergehen sich jedenfalls schon jetzt in großer Vorfreude …

Einen ausführlichen Bericht über die Tage Alter Musik finden Sie hier: *www. zeitzeichen.net/node/10505.*

WEITERE INFORMATION

www.tagealtermusik-regensburg.de

Foto: Michael Vogl

Besondere Flötentöne mit The Royal Wind Music (Niederlande) in der Dreieinigkeitskirche in Regensburg am 27. Mai.

• Was ihr helfe bei unangenehmen Gefühlen, zum Beispiel gegen den selbsternannten Klimaschutzprofi Christian Lindner? Luisa Neubauer von *Fridays for Future* war um eine Antwort auf die Frage nicht verlegen. „Aggressives Tofusteak-Braten halte ich für durchaus legitim.“ Die Pointe kam an, das vollbesetzte Kirchenschiff lachte und heizte in Gedanken schon mal den natürlich mit Ökostrom betriebenen Grill auf.

• Dass die Bevollmächtigte der EKD bei der Bundesregierung eine umfangreiche Aufgabenliste hat, kann man sich vorstellen. Aber zum „Buchsbaum“ werden, manchmal sogar zum „sprechenden Buchsbaum“? Davon berichtete Anne Gidion auf dem „Roten Sofa“ der Kirchenpresse während des Kirchentages. Die Lösung: Es gibt Termine, an denen die Anwesenheit der Bevöllmächtigten erwünscht ist (Buchsbaum), manchmal sogar mit Redebeitrag (sprechender Buchsbaum). Und wer nun schimpft, dass Kirche zur Dekoration verkommt, dem sei gesagt: Das Holz des Buchsbaums ist eines der härtesten und wird gerne für Schachfiguren genutzt. Zug um Zug zum Ziel – auch das steckt im Buchsbaum.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Warum alttestamentarisch, aber neutestamentlich?

Diese Tagung wendet sich an Frauen und Männer, die in Schulen Religion oder Ethik unterrichten. Dabei geht es um Bilder, die sie sich von Juden machen und die sie in den Unterrichtsmaterialien finden. Um beides herauszufinden, sollen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer vor Beginn der Tagung an einer anonymen Umfrage beteiligen. In Vorträgen und Diskussionen wird geklärt, wie das Judentum im christlichen Religionsunterricht und im Ethikunterricht vorkommt. Und eine jüdische Perspektive auf die Thematisierung des Judentums in beiden Fächern bringt die Bildungsreferentin des Zentralrats der Juden ein. Die Tagung, die vom Erziehungswissenschaftlichen Institut der evangelischen Kirchen in Rheinland-Pfalz (EFWI) mitorganisiert wird, findet in Landau statt. Anmeldeschluss: 8. September.

Bilder von Jüdinnen, Juden und Judentum in der pädagogischen Praxis

28. bis 29. September, Evangelische Akademie der Pfalz, Telefon: 06341/55 75 54 40, E-Mail: efwi@evkirchepfalz.de, www.eapfalz.de

Für christliche und muslimische Studierende

Der christlich-jüdische Dialog ist seit einigen Jahren Arbeitsschwerpunkt der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und gehört zu ihren besonderen Stärken. Die Studienwoche, die im oberschwäbischen Weingarten stattfindet, wendet sich an christliche und muslimische Studierende der Fächer Theologie, Islam- und Religionswissenschaft. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollen anhand von Beispielen aus Geschichte und Gegenwart erkennen, wie die beiden Religionen aufeinander blicken und wie sie sich gegenüber den weltanschaulich neutralen Staaten Europas verhalten. Dabei werden kontroverse Fragen im christlich-islamischen Dialog nicht ausgespart. Neben Vorträgen und Diskussionen gibt es auch ein Planspiel und eine Moscheeführung. Anmeldeschluss: 21. August.

Studienwoche „Christlich-Islamische Beziehungen im europäischen Kontext“

1. bis 6. Oktober, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 0711/164 07 40, E-Mail: momand@akademie-rs.de, www.akademie-rs.de

Locken und Leben

STEPHAN KOSCH

Der gestandene Protestant ist ja immer auf der Suche nach Inspirationen für die Kirche der Zukunft. Hier meine Empfehlung: mein Friseursalon. Natürlich ist es nicht „mein“ Friseursalon, sondern der, in dem ich mir seit meinem Umzug in diesen Kiez die Haare schneiden lasse. Denn ich halte es mit dem Friseur so wie mit der Kirche. Ich nutze gern das nächstgelegene Angebot. Und mit meinem Friseur fühle ich mich reich gesegnet.

Der Chef zum Beispiel steuerte den Salon durch alle Krisen der jüngsten Vergangenheit mit viel Arbeit und typischem Berliner Humor. Unglaublich, was er manchmal Leuten beim Färben, Schneiden und Föhnen in freundlicher Direktheit so um die Ohren knallt. Aber das nimmt man ihm nicht übel, er sorgt für gute Stimmung. Auch sein Mitarbeiter, mit dem ich unter anderem eine geheime Leidenschaft für Eiskunstlauf teile, ist ein Geschenk. Wir sind uns noch uneinig bei Tonya Harding vs. Nancy Kerrigan, aber dass es nie mehr eine tollere Carmen geben wird als Kathi Witt, steht so fest wie der Schaumfestiger in den Haaren der 1980er-Jahre.

Übrigens: Die Corona-Pause nutzte er, um sich um Obdachlose zu kümmern und in seiner Freizeit schneidet er ihnen noch immer als „Barber-Angel“ kostenlos die Haare.

Letztes Mal war ich bei seiner Kollegin, die ich lange nicht gesehen hatte, und machte ihr gleich ein Kompliment für ihre neue Kurzhaarfrisur. Kurze Pause, dann erzählte sie von ihrem Krebs und der Chemo und wie es ist, wenn plötzlich der Tod in Sichtweite ist und Du überlegst, ob Du ihm nicht besser schnell entgegengehen willst, als zu warten. Was hat geholfen in der Situation? Radfahren, Freunde und ein Vorsatz: Wenn ich das hier überlebe, erfülle ich mir endlich einen lang gehegten Wunsch: „Kaisermania“ in Dresden. In diesem Sommer ist sie dabei, wenn der Schlagerstar an der Elbe auftritt. Zurück ins Leben, mittenrein. Hier kann man sich was abgucken. Und man wird jedes Mal schöner dabei.

In der nächsten Ausgabe

Foto: picture alliance

Phänomen Pilgern

In vielen Religionen ist das Phänomen des Pilgerns bekannt, eine besondere Art der Reise, bei der Menschen durch fremde Eindrücke innere Schätze sammeln. Dieser Gehalt spiegelt sich im deutschen Wort Pilger, das vom lateinischen „peregrinus“ (fremd) stammt. Im August-Schwerpunkt gibt unter anderem die Religionswissenschaftlerin Adelheid Herrmann-Pfandt einen Überblick über das Pilgern in verschiedenen Religionen, der Basler Alttestamentler Konrad Schmid sinniert unter dem Rubrum „Immer unterwegs“ über den Exodus als Existenzform und Thomas Kaufmann, Kirchengeschichtsprofessor aus Göttingen, nimmt den Reisetourismus der Reformationszeit unter die Lupe. Außerdem sprechen wir mit dem Zürcher Praktischen Theologen Ralph Kunz, der sich ausführlich mit der Renaissance des Pilgerns in jüngerer Zeit beschäftigt hat.

Fluch oder Segen?

Seit Einführung und stetiger Weiterentwicklung der Software ChatGPT ist eine heftige Diskussion über Nutzen, Möglichkeiten und Gefahren solcher Anwendungen entbrannt. Peter Dabrock, Professor für Dogmatik und Ethik in Erlangen, erörtert aus theologisch-ethischer Perspektive das Phänomen Künstliche Intelligenz, das mehr und mehr unsere Welt prägt.

Menschenrechte und Religion

Frank Schwabe ist der Beauftragte der Bundesregierung für Religions- und Weltanschauungsfreiheit. Was genau ist seine Aufgabe? Wie steht es um die Religionsfreiheit weltweit? Und welche Rolle spielen die Religionen bei der Umsetzung der nachhaltigen Entwicklungsziele? Auch darüber hat *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch mit dem SPD-Bundestagsabgeordneten gesprochen.

Evangelische Schule in Beit Jala

Die deutsche evangelisch-lutherische Schule Talitha Kumi in Beit Jala bei Bethlehem bietet christlichen und muslimischen Mädchen und Jungen einen geschützten Raum. Hier können sie miteinander lernen und sich zu selbstbewussten Persönlichkeiten entwickeln. Etwa 800 Schülerinnen und Schüler nehmen am Unterricht, der sich in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes befindenden Schule, der Klassenstufen eins bis zwölf teil. Dreißig Prozent von ihnen kommen aus christlichen, siebzig Prozent aus muslimischen Familien. *zeitzeichen*-Redakteurin Kathrin Jütte hat die Schule in der Westbank besucht.

Exklusiv für zeitzeichen-Abonnenten

10% Rabatt auf alle Artikel[1] im Komm-Werbedienst-Shop[2/3]

In diesem Shop finden Sie Artikel zu den folgenden Themen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Karten
- Kalender, Kirchenjahr
- Advent und Weihnachten
- Pilgern und Beten
- Geschenke für viele Anlässe
- Fundraising
- Fahnen, Plakate, Broschüren
- Trauer
- Taufe und Konfirmation
- Kinder
- Reformation

Lunchbox wertvoll
Bestellnr. 507142

Partner-Regenschirm
Bestellnr. 909877

Waschhandschuh
Bestellnr. 909790

Adventskalender Gute Worte
Bestellnr. 200007

Das Angebot des Shops finden Sie unter:
www.komm-webshop.de
Oder bestellen Sie unter Tel. 0521/94 40 220
einen aktuellen Katalog mit Stichwort „zeitzeichen"

1 Bücher ausgenommen (Preisbindung)
2 Bis zu einem Bestellwert von 500,– Euro innerhalb eines Kalenderjahres
3 Bereits rabattierte Produkte sind von dieser Aktion ausgeschlossen
*Ihre Kundennummer (10-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon

Versandkosten (Porto und Verpackung) kommen zu den angegebenen Preisen hinzu. Bei Inlandsbestellungen berechnen wir eine Pauschale von 6,95 € pro Auftrag und Lieferadresse. Ab 100,- € Bestellwert liefern wir versandkostenfrei. Ausgenommen davon sind Sperrgut-Sendungen, für die Versandkosten in Höhe von 21,95 Euro pro Sendung anfallen. Die Kosten für Auslands- oder Express-Sendungen werden nach Aufwand berechnet.

komm
Werbemittel. Rundum gut beraten.

Tel. 0521 / 94 40 - 220
Fax 0521 / 94 40 - 221

www.komm-webshop.de
info@komm-webshop.de

WerbeDienst-Vertrieb
in der Luther-Verlag GmbH
Cansteinstraße 1
33647 Bielefeld

Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Stück	Artikel	Bestell-Nr.	Stückpreis
1	komm-Katalog	–	–

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

☐☐☐☐☐☐☐☐☐☐

Name/Vorname

Institution

Straße/Hausnr.

PLZ/Ort

Telefon

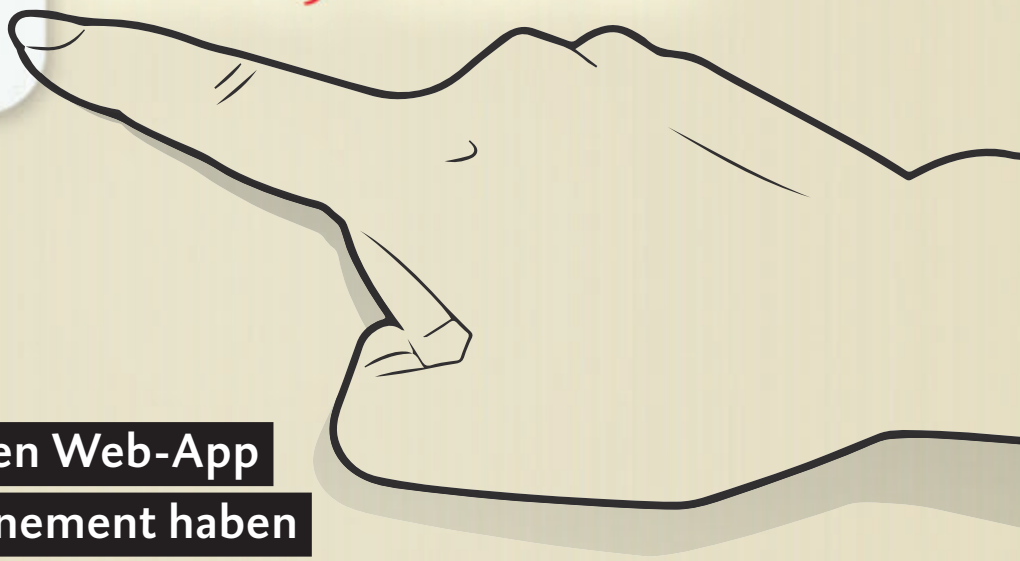
E-Mail

Ort/Datum

Unterschrift

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Zack, zack!



Mit unserer neuen Web-App und Ihrem Abonnement haben Sie den schnellsten Zugang:

_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,

_ zum PDF der Print-Ausgabe,

_ zum „*z(w)eitzeichen*“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen, Kommentaren und anderen Texten

_ und dem kompletten Online-Archiv.

Die Web-App lässt sich einfach über unsere Webseite herunterladen.
Alle Informationen dazu finden Sie auf:

www.zeitzeichen.net/pwa